

Rezensionen und Kurzanzeigen

Heikki Koskenniemi† unter Mitwirkung von Erkki Koskenniemi und Johannes Koskenniemi, Papyri Turkuenses (P. Turku). Die Papyri im Besitz der Universitätsbibliothek Turku. Sastamala: Finska Vetenskaps-Societeten 2014. V + 13, 135 S. 33 Tafeln (Societas Scientiarum Fennica. Commentationes Humanarum Litterarum. 131.) ISBN 978-951-653-402-5

Vor sechzig Jahren veröffentlichte Heikki Koskenniemi (1919–2013) seine erste Monographie, die neue Wege in der Erforschung der altgriechischen Epistolographie ging (Studien zur Idee und Phraseologie des griechischen Briefes bis 400 n. Chr., Helsinki 1956). Achtundfünfzig Jahre danach erschien posthum sein letztes Werk, die kommentierte Edition der griechischen Papyri der Universitätsbibliothek von Turku. Diese beherbergt eine bis vor kurzem wenig bekannte Papyrussammlung, die neunundachtzig griechische und zehn demotische Objekte enthält (vgl. <http://www.trismegistos.org/coll/detail.php?tm=341>). Bis auf ein Stück (Nr. 99), das auf anderen Wegen nach Turku kam und wohl aus der Römerzeit stammt, scheinen alle Papyri dieser Sammlung aus einer einzigen ptolemäischen Mumienkartonage gewonnen zu sein. Der Umstand, dass alle zwölf genau datierbaren Stücke der Kartonage aus der Zeit zwischen 161/160 und 146 v. Chr. stammen, weist eindeutig darauf hin, dass der gesamte aus der Kartonage gewonnene Bestand der Sammlung (Nr. 1–98) aus der Zeit um die Mitte des 2. Jh. v. Chr. stammt. Hinsichtlich der Herkunft der ptolemäischen Stücke deuten alle vorhandenen Indizien auf das arsinoitische Dorf Theadelphia hin. In den Papyri der Sammlung sind viele Textgattungen repräsentiert, wie z. B. amtliche Schreiben, Bittschriften, Anzeigen, Briefe, Zahlungsaufträge, Listen und Rechnungen. Alle Texte sind dokumentarisch. Die meisten Papyri werden im Band zum ersten Mal veröffentlicht. Knapp ein Drittel des Materials (1–6, 15, 24, 27, 31–36, 38, 40, 42, 45, 50, 53, 59, 62, 64/65, 75, 79, 84, 88) war zuvor von K. an anderer Stelle publiziert worden, und zwar zum einen in den Akten von sechs aufeinanderfolgenden internationalen Papyrologenkongressen, zum anderen in drei Aufsätzen in der Wiener Zeitschrift *Tyche*: *Atti del XVII Congresso Internazionale di Papirologia III*, Napoli 1984, 865–868; *Proceedings of the XVIII International Congress of Papyrology I*, Athens 1988, 95–103; *Proceedings of the XIXth International Congress of Papyrology I*, Cairo 1992, 635–646; *Proceedings of the 20th International Congress of Papyrologists*, Copenhagen 1994, 245–257; Akten des 21. Internationalen Papyrologenkongresses I, Stuttgart-Leipzig 1997, 541–546 (APF Beiheft. 3.I); *Atti del XXII Congresso Internazionale di Papirologia II*, Firenze 2001, 743–747; *Tyche* 6 (1991), 99–104; *Tyche* 7 (1992), 143–155 und *Tyche* 9 (1994), 51–66.

Um das Urteil über die erbrachte Leistung vorwegzunehmen: Die Publikation des gesamten griechischen Materials der Sammlung von Turku ist ein sehr verdienstvoller Beitrag und ihr gebührt uneingeschränkte Anerkennung und Dankbarkeit seitens der Fachwelt. Zugleich

ist aber festzustellen, dass das Buch bedauerlicherweise Schwächen und Probleme aufweist, die im Folgenden besprochen werden.

Der Band beginnt mit dreizehn (unnummerierten) Seiten: Titelseiten, Inhaltsverzeichnis, Verzeichnis der abgekürzten Literatur, in zwei Teilen: (1.) „Papyri und Ostraka“, und (2.) „Sonstige Literatur“. Die erste Liste, die ausschließlich die im Buch vorkommenden Abkürzungen von papyrologischen Editionen verzeichnet, ist meiner Ansicht nach überflüssig und hätte durchaus durch einen Hinweis auf das Abkürzungsverzeichnis von J.F. Oates et al., Checklist of Editions of Greek, Latin, Demotic, and Coptic Papyri, Ostraca and Tablets (erreichbar unter: <http://papyri.info/docs/checklist>) ersetzt werden können.

Es folgt eine sehr kurze Einleitung, die sich in drei Teile gliedert: (1.) Angaben über die Geschichte der Turkuer Papyrussammlung, deren Genese auf einen im Februar 1977 im niederösterreichischen Pressbaum erfolgten Kauf von Papyri zurückgeht (i–iii), (2.) Datierung der Dokumente (iii/iv), (3.) Inhalt der Dokumente nach Gattungen (iv/v).

Der Hauptteil des Bandes (1–120) enthält die kommentierte Edition der 89 griechischen Papyri. Die Transkriptionen sind im Allgemeinen zuverlässig und die angebotenen Erklärungen korrekt, wobei die Kommentierung der verwaltungstechnischen Aspekte der Texte stellenweise zu kurz kommt. Die editorische Leistung ist angesichts des fragmentarischen Erhaltungszustands vieler Papyri besonders zu loben (um nur sieben charakteristische Fälle schlecht erhaltener Papyri zu nennen, vgl. die Abbildungen der Texte **31**, **34**, **40**, **47**, **53**, **79** und **99**). Kleine Fehler bei den Transkriptionen tauchen allerdings auf. Einige Beispiele: **27,4**: Σ]ιτάλκου. Es kann sich nicht um den Namen Σιτάλκας handeln, wie im Komm. zur Stelle behauptet wird, weil kein λ vorhanden ist; stattdessen lese ich den Genitiv des zur Abfassungszeit des Papyrus sehr gut bezeugten Namens *Spartakos*, nämlich: Σπα]ρτάκου. – **32,7**: anstelle von ἐκρίθω[ist ἐκρίθη zu lesen. – **33,10**: anstelle von α sollte man (ἤμισυ) transkribieren. – **41 Recto 4**: zu lesen ist eine Form von ποέω nicht von ποιέω. – Die Transkription von **75** weist mehrere Probleme auf, z. B. lese ich in Z. 3 eher κδ anstelle von κζ.

Manchmal scheint mir der Herausgeber mit seinen Lesungen viel zu mutig zu sein, ohne dass seine Vorschläge leicht nachvollziehbar sind; dieser Eindruck könnte allerdings auch mit der eher niedrigen Qualität der Abbildungen zusammenhängen (s. unten). An anderen Stellen sehe ich keinen zwingenden Grund für die vorgenommenen Rekonstruktionen; vgl. z. B. **14,3**: ἐ]πιγεγραφέν[αι] – ἐ]πιγέγραφεν scheint mir durchaus denkbar und sogar wahrscheinlicher zu sein. An anderen Stellen scheinen die Herausgeber wiederum viel zu zögerlich zu sein, etwa wenn sie auf die Berechnung der Größe einer Lücke verzichten. Man hätte z. B. in **36** anlässlich der sicheren Rekonstruktion der Z. 4 die ungefähre Anzahl der links fehlenden Buchstaben leicht und zuverlässig berechnen können (ca. 8 Buchstaben für die Z. 1/2, ca. 12 Buchstaben für die Zeilen danach). In diesem Kontext sind auch zwei methodologische Probleme zu erwähnen: Bei **47** hat man auf eine vollständige Transkription verzichtet und sich nur auf die Wiedergabe einzelner Wörter beschränkt, was meines Erachtens eine nicht nachzuahmende Praxis darstellt, die unnötige Probleme bei der späteren Handhabung des Materials verursacht. Bei **84, Verso 2** und **4** druckt man in der Transkription „(symb.)“. Man hätte stattdessen dort einen oder mehrere Punkte setzen und im Kommentar erklären sollen, dass es sich dabei um ein Symbol handelt.

Eine noch gravierendere methodologische Schwäche stellt die Wiedergabe der andernorts bereits edierten Texte dar: Wie der Herausgeber auf S. 1 anmerkt, mussten diese Texte „aus praktischen Gründen“ meist unverändert in der Fassung ihrer ersten Edition abgedruckt werden, ohne dass die inzwischen vorgeschlagenen Korrekturen und andere Bemerkungen

berücksichtigt wurden bzw. werden konnten. Dass ein solches Vorgehen den Wert des Buches deutlich mindert, liegt auf der Hand. Eine weitere Schwäche ist der Verzicht auf Übersetzungen. Eine Übersetzung ist eine Art kompakten Kommentars, der den Leser bestens darüber informiert, wie der Herausgeber den jeweiligen Passus versteht. Der Verzicht auf Übersetzungen lässt den Leser oft in Unklarheit über die von den Herausgebern erwogene Deutung der Texte. Ein letztes Problem besteht darin, dass die Interpretationen nicht immer ausreichend untermauert werden. Mir bleibt z. B. letztlich unklar, warum **99**, wie im Titel und Kommentar behauptet wird, zwingend eine τροφίτις συγγραφή sein muss.

Schließlich finden sich in diesem Teil des Buches relativ viele Akzentfehler, die man mit einer letzten Kontrolle leicht hätte vermeiden können (z. B. κατὰ auf S. 31). Dies ist vor allem in den Transkriptionen besonders lästig; vgl. z. B. **13**, 7: γρ(αμματεως); **13**, 9: μηθένος; **35**, 1: μηχανικοί τοίς; **35**, 8: α]π[ὸ]; **99**, 2: ου(λαί).

Der Textteil wird mit den Indizes abgeschlossen (121–135), die im Großen und Ganzen nach dem bewährten Muster der Papyruseditionen konzipiert sind: Personennamen, Geographische Namen, Ämter, behördliche Ausdrücke, Monate, allgemeines Wörterverzeichnis und Sammelbuchkonkordanz (diese gehört aber eher getrennt und an den Beginn des Buches). Auch die Indizes weisen leider Probleme auf. Ich fasse zusammen: (a) falsche Angabe der Grundform der Lemmata (z. B. **132**: προσκατενεγγύω anstatt προσκατεγγύω und **133**: υποχειρογράφω anstelle von υποχειρογραφέω); (b) Verwendung von Genitiv anstelle von Nominativ bei den Lemmata (z. B. **122**: Πετοβάστιος statt Πετοβάστις; **124**: Ὁξ[υρύγγων (*sic*) statt Ὁξόρυγγα; **126**: αἰσχροῦς statt αἰσχροῦ); (c) Verwendung des Plurals anstatt des Singulars (z. B. **124**: βασιλικοί γεωργοί, δημόσιοι γραμματεῖς; ἐλαιουργοί); (d) Akzent- und Spiritusfehler (z. B. **124**: ἐπίστατης; **133**: ὑπέρ) sowie nicht-konsequente Verwendung von Gravis und Akut am Ende des Wortes (z. B. **124**: ἐάν aber ἐγώ); (e) Fehler bei der alphabetischen Reihenfolge von Lemmata (z. B. **126**: ἀναχωρέω-ἀναφέρω).

Anlass zur Kritik gibt schließlich auch der Tafelteil: Vorhanden sind Photos von nur knapp dreißig Papyri. Nach der heutigen Praxis hätte man alle Stücke abbilden oder mindestens digitale Abbildungen von ihnen über eine Internet-Seite zugänglich machen sollen. Es ist ferner zu bemerken, dass das Versprechen des Herausgebers, alle griechischen Papyri mit Tafeln zu versehen (i) und am Ende des Katalogs auch die demotischen Stücke **89–98** abzubilden (ii), offensichtlich bei der posthum erfolgten Herstellung des Tafelteils von den Verantwortlichen der Reihe nicht eingehalten wurde. Als man die (m. E. bedauerliche) Entscheidung fällte, Abbildungen von nur einem Teil des griechischen Materials zu veröffentlichen, hätte man zumindest die entsprechenden Aussagen K.s ändern sollen, damit kein innerer Widerspruch zwischen Text- und Tafelteil entsteht. Die Qualität der gedruckten Photos ist nicht besonders gut. Oft sind die Abbildungen zu dunkel; ferner sind sie des öfteren ohne Notwendigkeit stark verkleinert; vgl. z. B. die Abbildungen von **2** und **3**; mit einem anderen Layout hätte man auf derselben Seite ein jeweils viel größeres Photo unterbringen können. Diese Probleme, für die der Editor und seine Mitarbeiter natürlich keine Verantwortung tragen, haben zur Folge, dass viele Lesungen, wenn überhaupt, nur schwer nachvollziehbar sind. Schließlich gibt es im Tafelteil zwei gravierende technische Fehler: Die Photos von **27** und **34** Rekto stehen auf dem Kopf.

Diese kritischen Anmerkungen schmälern aber nicht das große Verdienst des Herausgebers und seiner zwei Mitarbeiter, die den Altertumswissenschaftlern den gesamten griechischen Bestand der Papyrussammlung von Turku inklusive seiner kleinsten Fragmente dankenswerterweise zugänglich gemacht haben. Verglichen mit den wenigen Mitteln, die sie zur

Verfügung hatten, ist die erbrachte wissenschaftliche Leistung sehr zu loben. Hinsichtlich der technischen Probleme möchte der Rez. die Hoffnung äußern, dass in absehbarer Zukunft von allen Texten gute Bilder bzw. digitale Abbildungen in hoher Auflösung veröffentlicht werden, damit die Fachwelt die Transkriptionen und Rekonstruktionen besser überprüfen bzw. gegebenenfalls verbessern kann. – Die Rezension ist im Rahmen eines an der Universität Wien durchgeführten Lise-Meitner-Programms (M 1677 – G21) des österreichischen Wissenschaftsfonds (FWF) entstanden.

Amphilochios Papathomas

Agostino Soldati, *Papiri Greci da Tebtynis della Università di Padova. Volume 1* (P. Tebt. Pad. 1–25). Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2015. XXIV, 150 S. (Philippika. Altertumswissenschaftliche Abhandlungen / Contributions to the Study of Ancient World Cultures. 85, 1.) ISBN 978-3-447-10357-2

Die Veröffentlichung des vorliegenden Bandes war für die papyrologische Fachwelt eine besonders erfreuliche Nachricht, denn er enthält die erste Edition von Texten aus der bis heute kaum bekannten Papyrussammlung der norditalienischen Universität Padova. Dort werden mehr als 500 Papyri und Papyrusfragmente aufbewahrt, die in den Jahren 1934 und 1935 bei den Ausgrabungen von Carlo Antini (Universität di Padova) und Gilberto Bagnani (Universität di Milano) in Tebtynis ans Tageslicht kamen und anschließend nach Padova gebracht wurden, um dort „studiert zu werden“ (VII). Die systematische Bearbeitung des Materials begann erst in den letzten zehn Jahren und führte zur Publikation des vorliegenden Editionsbandes.

Herausgegeben werden 25 griechische Papyri aus dem ptolemäischen und dem römischen Tebtynis, einem gut bekannten Dorf im südlichen Teil des antiken Gaues Arsinoites (Polemonos Meris). Die frühesten Texte, die im Band publiziert werden, stammen aus dem 3. Jh. v. Chr. (6–8), die spätesten (2 und 24) gehören dem 2./3. Jh. n. Chr. an. Ediert werden insgesamt fünf literarische und zwanzig nicht-literarische Papyri: Die literarischen (1–5) stammen aus dem 1./2. Jh. n. Chr. und überliefern Partien aus vier verschiedenen Gesängen der Ilias: B 61–86 (1); H 400–410 (2); I 413–432 (3); I 583–593 (4) and X 47–57 (5). Das dokumentarische Material enthält jeweils zehn Stücke aus der Ptolemäer- (6–15) und zehn Stücke aus der Römerzeit (16–25), die zu insgesamt zwölf verschiedenen Textgattungen gehören. Die drei ältesten Papyri sind eine Lieferungsanweisung (6, 3. Jh. v. Chr.), ein Überstellungsbefehl (7, 221 v. Chr.?) und eine Petition (8, 3. Jh. v. Chr.). Es folgt die Edition von sieben Papyri (9–15) aus dem „Laarchen-Archiv von Tebtynis“ (begleitet von einer kurzen Einleitung zu diesem Archiv, 37–44). Es handelt sich um folgende Texte: Brief an den Laarchen Chomenis (9; 2. Jh. v. Chr.); Petition an den Laarchen Isidotos (10; 94/93 v. Chr.); drei Briefe an den Laarchen Isidotos (11–13; Anfang 1. Jh. v. Chr.); Aufforderung zur Zahlung des Preises für eine Sklavin (14; Anfang 1. Jh. v. Chr.); Petition an einen Laarchen (15; Anfang 1. Jh. v. Chr.). Schließlich werden zehn Texte aus dem kaiserzeitlichen Tebtynis vorgestellt, nämlich: zwei Darlehen (16 [9–1 v. Chr.] und 21 [Zeit des Antoninus Pius]); die Abschrift eines Darlehens (20; Zeit des Traian); ein Dokument bezüglich κατακρίματα (17; nach 62/63 n. Chr.); ein Scheidungsdokument (18; nach 69 n. Chr.); ein Lehrvertrag (19; frühes 2. Jh. n. Chr.); ein Anaphorion (22; nach 155 n. Chr.); eine Naubion-Quittung (23; 192 n. Chr.); ein Geschäftsbrief (24; 2./3. Jh. n. Chr.) und eine Abrechnung aus landwirtschaftlichem Milieu (25; 2. Jh. n. Chr.).

Das Buch besteht aus einem Vorwort von Gianluigi Baldo, Informationen zur Geschichte der Papyrussammlung der Universität Padova von Giovanni-Battista Lanfranchi, Einleitung, Inhaltsverzeichnis, Verzeichnis der Abbildungen, Editorische Konventionen, Verzeichnis der abgekürzten Sekundärliteratur, kommentierte Edition der Papyri (zunächst der fünf literarischen, 1–22, und dann der zwanzig dokumentarischen Texte, 25–108), Indices und einer Liste mit Korrekturen zu anderen Texten und wird mit 25 qualitativ hochwertigen schwarz-weiß Tafeln abgeschlossen.

Der einleitende Teil des Buches ist, obwohl meiner Ansicht nach etwas knapp, insgesamt sehr informativ. Besonders nützlich ist dabei der Teil über die Geschichte der Papyri von Padova. Die Edition der Texte ist in der Regel akribisch und die Transkriptionen zuverlässig. Die Leistung des Herausgebers ist besonders bei den homerischen Texten hervorzuheben, die stark beschädigt sind. Die Kommentierung der Texte ist ausführlich und souverän. Dies gilt ganz besonders für die literarischen Stücke und für die philologischen Fragen bei der Kommentierung der dokumentarischen. Die Indices folgen dem bewährten Schema und sind zuverlässig (die Handhabung der kontrahierten Verb-Formen ist allerdings inkonsequent; vgl. z. B. 114: *μισθόομαι, παραιτέομαι, παρατηρέω*, aber *ὁμολογῶ*). Druckfehler sind sehr selten, vgl. aber 18, Z. 4: *συνήρσθαι* und 5: *ἀντοῖς*.

Einige Bemerkungen zu einzelnen Texten: 7, 4 Die Lesung *ἀπατᾶ, ἕξιψα[μεν]* ist weder paläographisch noch inhaltlich überzeugend (vielleicht ist etwas wie *ἀποτάζαι* zu lesen?). – 7, 6 Die Rekonstruktion *π[ρὸ]ς Μ[αρχῆ]ν* scheint mir paläographisch schwierig und inhaltlich nicht einleuchtend. Unter anderem müsste man bei dieser Rekonstruktion davon ausgehen, dass Marres nicht das Subjekt des Verbs *διακριθ[ῆ]ι* (7, 5) ist, sondern Subjekt von *διακριθ[ῆ]ι* ein im Text namentlich nicht erwähnter Prozessgegner von Marres war. Dies scheint mir aber äußerst unwahrscheinlich. – 8,2 Anstelle von *].πεσταί εἰλόμεθα* scheint mir die Transkription *].πεσται εἰλόμεθα* wahrscheinlicher (*πεσται* könnte etwa das Wort *πέσος* sein, der Personennamen *Πεσός* oder die Endung eines anderen Wortes oder Namens wie z. B. des Namens *Stotoetis* im Genetiv: *Στοτοῆ]τεως*). – 11,3 Anstelle von *ἀναι[δ]έστερος* scheint mir *ἀμει[λ]έστερος* wahrscheinlicher. – 11,5 Anstelle von *διατετ' α' μένου* ist *διατε[τ]α' γμένου* zu lesen. Der Autor bespricht im Zeilenkommentar die Stelle ausführlich und erwägt die Lesungen *διατεγ' α' μένου* und *διατετ' α' γ' μένου*. Im Index deutet er den Befund korrekt als eine Form von *διατάσσω*. – 11,7 *μό' γων*: Dieses ohnehin relativ seltene Wort ist in den Papyri nicht bezeugt. Zu lesen ist stattdessen *μό' γων*, das Teil der verbreiteten Konstruktion *οὐ μόνον ... ἀλλὰ καὶ ...* wäre. – 17,9 und 14 Bei der Lesung der Bruchzahlen gibt es jeweils einen Fehler. In Z. 9 ist anstelle von $1/4 \ 2/3$ eigentlich $1/4 \ 1/8$ zu lesen. Der Papyrus hat *δη'* (was wie **7** aussieht, ist ein *η*, das für $1/8$ steht). Die vom Editor angenommene Reihenfolge $1/4 \ 2/3$ ergibt keinen Sinn, während die Reihenfolge $1/4 \ 1/8$ in den Papyri für $3/8$ steht. Entsprechend ist in Z. 14 anstelle von $2/3 \ 1/16$ vielmehr $1/8 \ 1/16$ zu lesen, was die Bruchzahl $3/16$ ergibt. – 18,6/7 *διὰ τοῦ | ἐν Τεβτῶνι γρα(φείου) τῷ ἔτει] Οὐεσπασιανοῦ*: Zwischen *τῷ* und *ἔτει* muss eine Kardinalzahl zur Angabe des Regierungsjahres von Vespasian gestanden sein. Möglicherweise handelt es sich um einen Tippfehler; vgl. die korrekte Übersetzung der Stelle: „tramite il [...] nell'anno x] di Vespasiano“ (wo allerdings die Ergänzung *ἐν Τεβτῶνι γρα(φείου)* unübersetzt bleibt).

Zu 24 habe ich bereits eine Neuedition des Briefes vorbereitet: A. Papatomas, Bemerkungen zum kaiserzeitlichen Geschäftsbrief P.Tebt.Pad. I 24, *Archiv für Papyrusforschung* 62 (2016) (im Druck). Hier beschränke ich mich darauf, den dort vorgeschlagenen neuen Text wiederzugeben: *Ἀρποκρατίωνι | πάντα παρατήρει μὴ ἄβρα γένηται σείτος (l. σίτος) παρὰ*

γε|οργοῖς (*l.* γεωργοῖς)· πρόειμα (*l.* πρόιμα) γάρ ἐστι |⁵ τὰ τῆς Ἀργαίου καὶ τοῦ | Χρ[ο]ῦ'σχοῦ καὶ τὰ τῆς | [Κερ]κεσούχων. παρὰ|[γγιλ]ογ (*l.* -ειλον) δὲ τῷ ἀπὸ Κερκε|[σο]ύχων, τῷ τέκτονι, |¹⁰ [ὄπό]τε ἐὰν ἐτο[ι]μος [γ]ένηται, σημαῖναι σοι. τὸν χόρ|τον {χόρτον} ἔασον ἐν τῇ | [κα]μάρα Ἀβωνος· πληῆσον | καμάραν καὶ τὸ λειπὸν (*l.* λοιπὸν) πρὸς |¹⁵ ἡμᾶς πέμψον· (πέμψον) δέ μο[ι] μία[v] | ἄρουλλαν αὐριον ἔχοντα (*l.* ἔχουσαν) | καὶ ψωμία. μὴ ἄλλως | ποιήσης. |^{Verso} Ἀρποχρατίωνι. Für eine Begründung der Änderungen und für eine deutsche Übersetzung verweise ich auf die Neuedition.

Der Inhalt der edierten Texte ist zwar nicht spektakulär, doch ist dem Herausgeber Agostino S o l d a t i zu danken. Die Edition stellt eine willkommene Bereicherung unseres Wissens über das ptolemäische und römische Tebtynis dar. Es ist sehr erfreulich, dass mit dieser Edition nach über achtzig Jahren ein papyrologischer Fundkomplex der Altertumswissenschaft bekannt gemacht wurde. – Die Rezension ist im Rahmen eines an der Universität Wien durchgeführten Lise-Meitner-Programms (M 1677–G21) des österreichischen Wissenschaftsfonds (FWF) entstanden.

Amphilochios Papatthomas

Nonnus of Panopolis, Paraphrasis of the Gospel of John XI. Edited by Konstantinos S p a n o u d a k i s. Oxford: University Press 2014. XIII, 409 S. Ill. (Oxford Early Christian Texts.) ISBN 978-0-19-871490-3

Enrico L i v r e a (Florenz) initiierte Ende der 1980er Jahre eine Reihe von Editionen mit Übersetzung und Kommentar der einzelnen Gesänge der Paraphrase des Johannes-Evangeliums, denn der Text der Bibeldichtung des Nonnos von Panopolis liegt bis heute lediglich in der verdienstvollen Teubner-Ausgabe von August Scheindler aus dem Jahre 1881 vor. In der Reihe der Texte (eine Übersicht über das Gesamtwerk folgt weiter unten) liegt nun mit dem elften Gesang ein wichtiger, auch aus literarischen Gründen bemerkenswerter Abschnitt vor, mustergültig ediert, mit neu erstelltem Text und versehen mit reichen Kommentaranmerkungen. Obwohl, wie es scheint, die Paraphrase gelegentlich mehr Interesse erwecken konnte als die andere, heidnische Dichtung des Nonnos, die Dionysiaka, und obwohl der Text vielleicht leichter zu fassen und zu interpretieren ist, sind mit einer eingehenden Behandlung doch Schwierigkeiten verbunden: Der Text ist geladen mit Wortbildungen, oft mit für Nonnos typischen Neologismen oder Abwandlungen, die Erforschung der Quellen ist schwierig, denn es ist nicht bloß der Text des Johannes-Evangeliums, den Nonnos heranzieht, sondern er benützte auch synoptische Evangelienversionen und umfangreiche Interpretationen und Kommentare, wie z. B. Origenes, Johannes Chrysostomos, Theodor von Mopsvestia und Kyrillos von Alexandrien. Der Kommentar des Kyrillos in zwölf Büchern ist erhalten – doch gerade das siebente Buch, das für die Geschichte in Par. 11 heranzuziehen wäre, ist verloren und nur in Auszügen und einer Katene des Niketas, Bischofs von Heraklea, aus dem 11. Jh. erhalten. Ferner zu berücksichtigen sind andere Erklärungen und vor allem auch die Interferenzen zwischen der Dichtung und der bildenden Kunst der Zeit – ein Faktum, das für Nonnos von großer Bedeutung ist, denn es war nicht nur seine Zeit der Spätantike bildlichen Darstellungen sehr aufgeschlossen, sondern Nonnos selbst orientierte sich bei der Anordnung seines Materials offensichtlich an visuellen Eindrücken: Wie bei den Bildprogrammen spätantiker Mosaiken sind auch in den Dichtungen des Nonnos Szenenfolgen gewissermaßen nebeneinander gestellt und können gleichsam abgegangen werden (52–68).

Der elfte Gesang der Paraphrase ist ein besonders gut ausgearbeiteter Teil der Bibeldichtung, denn mit der Geschichte von Lazarus gibt es einen Vorverweis auf die Aufer-

stehung Jesu, mit der Deutung der Auferstehung auf das Schicksal der Menschen eröffnet die Geschichte auch den Glauben an eine höhere Existenz auf dem Weg zu Gott, und durch die Möglichkeit, Figuren zu gestalten, ergeben sich auch darstellungstechnische Möglichkeiten, die der Dichter genützt hat.

In einer 120 Seiten umfassenden Einleitung informiert Sp. über Nonnos, die griechische Bibeldichtung, historische Hintergründe, Verbindungen zu den Dionysiaka, insbesondere zu einzelnen Gestalten aus dem Epos (Ampelos, Tektaphos, Hymenaios, Staphylos und Botrys, Tylos) und zu anderen Dichtungen, von Homer bis Triphiodor und Gregor von Nazianz, über literarische Techniken, über Vorbilder, zur Gestalt des Lazarus und zum Modellcharakter der Figur, die schon immer als repräsentativ für das Menschengeschick gesehen wurde (87–96). Ein Abschnitt über die Metrik der Paraphrase und der Nonnianischen Epik insgesamt (100–107), Informationen zur Überlieferungsgeschichte sowie der Text einer am Athos (Athous Dionysiou 326 [D], 8. Jh.) aufbewahrten Paraphrase der Paraphrase beschließen diesen Teil des Buches.

Text und englische Übersetzung des elften Buches werden von vier ausführlichen Apparaten begleitet: verzeichnet sind Parallelstellen (*apparatus locorum similium*), der Einfluss des Nonnos auf spätere Dichtungen (*Fortleben*), der *apparatus criticus*, und schließlich ist der (rekonstruierte, an der Vulgata orientierte) Text des Johannes-Evangeliums beigegeben. Dass der Text von 237 Versen einen umfangreichen Erklärungsaufwand bietet und erfordert, zeigt, wieviel Sp. an Interpretationselementen und Fakten gesammelt hat, zeigt aber andererseits auch die Vielschichtigkeit und schillernde Transparenz der Dichtung.

Der Kommentarteil bietet Zeilen-, oft Halbzeileintragungen und erläutert jeweils das Verständnis des Texts, erweitert um Hinweise auf Querverbindungen und vor allem auf sprachliche Eigenheiten, mit Erklärungen und reichen Belegen. Die Bibliographie dokumentiert anschaulich die Beschäftigung der Interpreten mit der Paraphrase. Sp. bietet insgesamt eine detaillierte Zusammenstellung von Interpretations- und Verständnishilfen für den elften Gesang der Paraphrase, und darüber hinaus ein unentbehrliches Arbeitsinstrument zu Sprache und Stil der spätantiken Epik sowie eine umfassende Einführung in die griechische Dichtung und ihre Rezeption zur Zeit des Nonnos.

Das von Enrico Livrea initiierte Projekt der Kommentierung der 21 Gesänge der Paraphrase des Johannes-Evangeliums ist so weit fortgeschritten, dass nur mehr die Gesänge 7, 16, 17 und 21 noch nicht in kommentierten Ausgaben vorliegen. Der Stand der Bearbeitung umfasst derzeit folgende Gesänge: (1) Claudio De Stefani, 2002; (2) Enrico Livrea, 2000; (3) Enrico Livrea (in Vorb.); (4) Mariangela Caprara, 2005; (5) Gianfranco Agosti, 2003; (6) Roberta Franchi, 2013; (8) Delphine Lauritzen (in Vorb.); (9) Paola Serra, 1997 (unveröffentlichte Diss. Florenz); (10) Matteo Agnosini, 2012 (Diss. Pisa, in Vorb.); (11) Konstantinos Spanoudakis, 2014; (12) Claudia Greco (in Vorb.); (13) Claudia Greco, 2004; (14) Katia Nenci, 2014 (unveröffentlichte Diss. Florenz); (15) Benedetta Savelli, 1999 (unveröffentlichte Diss. Florenz); (18) Enrico Livrea, 1989; (19) Domenico Accorinti, 1987 (unveröffentlichte Diss. Florenz); (20) Domenico Accorinti, 1996. – Für die Collection Budé (CUF, Les Belles Lettres) ist eine neue Gesamtedition von Christophe Cusset und Hélène Frangoulis geplant, die erste seit August Scheindler (1881); vgl. La floraison des études nonniennes en Europe (1976 – 2013), in: Revue des Études Tardo-antiques (RET) 3 (2013/2014), 310.

Herbert Bannert

Enrico Flores, *Commentario a Cn. Naevi Bellum Poenicum*. Napoli: Liguori Editore 2014. XXV, 189 S. (Forme materiali e ideologie del mondo antico. 46.) ISBN 978-88-207-5322-1 ISBN eBook 978-88-207-5323-8

Mit diesem Buch vervollständigt F. sein Projekt zu Naevius' *Bellum Poenicum*, das er in derselben Reihe, Bd. 41 (2011), mit einer ausführlichen Einleitung, einer kritischen Edition und italienischer Übersetzung begonnen hatte (vgl. die Rezension in *WSt.* 125 [2012], 267/268), und aus diesem Buch sind substantielle Passagen, vor allem Text und Übersetzung mehr oder weniger unverändert übernommen worden. Wieder gibt es eine Einleitung, vor den Kommentar gestellt (XI–XXV), der sich jeweils an Edition und Übersetzung (und einen knappen Apparat) eines Fragmentes anschließt (1–152). Abschließend steht die bekannte Grabinschrift des Naevius (*immortales mortales si foret fas flere*), eine umfangreiche Bibliographie (159–186; Weiteres findet sich in den zahlreichen Anmerkungen) sowie ein *conceptus editioum* (Blänsdorfs *FPL* wurde erstaunlicher Weise nicht berücksichtigt).

In der lesenswerten Einleitung sucht F. seine überzeugend vorgebrachte These von der überwiegend noch mündlichen Dichtung, die für den *Zuhörer* bestimmt ist, zu erhärten und greift bei seiner Argumentation auch auf Ergebnisse der Oral Poetry Forschung zurück. F. betont mit Recht, dass dieses *carmen perpetuum* in altertümlichen Saturniern die eigentliche lateinische Epik (mit römischem Stoff!) eröffnet, wobei Naevius in manchen Punkten (z. B. der Person des Anchises, der die Gründung Laviniums vornimmt) sehr eigenständig vorgeht. Die Handlung des *Bellum Poenicum* setzt mit dem Beginn des Ersten punischen Krieges ein, die mythische Frühgeschichte wird in das Epos eingeschoben (vergleichbare Rahmenhandlung ja auch bei Vergil). Mit Recht legt F. besonderes Gewicht auf die „presenza insistita del momento religioso“ (XVIII, vgl. den Kommentar etwa auf S. 23 und 73), die zahlreichen Wort- und Klangfiguren werden nicht so sehr rhetorisch erklärt, vielmehr mit der *lingua d'uso*: sie sollten das Verständnis der Zuhörerschaft, die man sich nicht zu klein und nicht zu elitär vorstellen sollte, erleichtern; ebenso wird das Überwiegen der Parataxe erklärt (XX): „in lui convivono strutture linguistiche e di pensiero accanto a quelle scritte.“ Auch altertümlich anmutende formale Varianten wie den Genetiv auf -as sieht F. (gegen Eduard Fraenkel) als damals allgemein verständlich und in Gebrauch an. Ins Gemeingut übergegangen seien eben nicht nur die Charakteristika der religiösen Sprache, sondern auch die der juristischen Diktion und der italisch-griechischen Koine des süditalischen Raumes. Im Kommentar behandelt F. die anfallenden Probleme mit sehr unterschiedlicher Ausführlichkeit, manches wird in ein paar Zeilen abgetan, in besonders interessanten Fällen (XXIX und XXXIV) werden große Abhandlungen aus seinem Buch *La Camena, l'epos e la storia* abermals abgedruckt.

Einige Bemerkungen zum Kommentar: fr. I.: Ein Genetiv *Ioves* statt *Iovis* (in der Kapitalis sehr ähnlich) kommt mir nicht plausibel vor; fr. VIII (16f.) findet sich eine sehr lesenswerte Darstellung seiner Auffassung der sprachlichen Strukturen des *Bellum Poenicum*; fr. XIII: hier bildet das -s von *genus* Position, ist also zu schreiben; fr. XXI: *fibulam* ist eine gut anmutende Konjektur, leider mit problematischem Metrum; fr. XXIII könnte *Aenea* auch eine lange Schlussilbe haben; fr. XXXIX: F. scheint das Problem der schwierigen Verse gelöst zu haben; fr. XLVif.: hier steht eine wichtige Analyse über die Zwischenstellung von *stuprum* („violazione di una norma giuridica“ vs. „violazione di una norma etica“).

In seinen metrischen Analysen folgt F. selektiv den Ergebnissen bedeutender Vorgänger (Leo, Barchiesi, Mariotti). Das Ergebnis erscheint aber nicht immer überzeugend. Doch kann hier angesichts der unsicheren Forschungslage (es steht nicht einmal fest, ob der

Saturnier der frührömischen Epik rein oder nur teilweise quantifizierend ist) kein fundiertes Urteil abgegeben werden. Ich beschränke mich daher auf ganz wenige Auffälligkeiten: fr. XI ist *deum* eher nicht mit Synzese zu lesen; fr. XXIV ist die erste Hälfte sehr auffällig skandiert; fr. XXX: *Aeneae* hat doch wohl lange Paenultima; fr. XXXVII ist die Skandierung kaum richtig: *quōd ēō* oder *quōd ēō̄*; fr. XLVI könnte man durch *ēī* den Hiatus vermeiden (s. fr. XIV); fr. LI: *convenit* ist Perfekt, also /ē/; fr. LXI: hier stimmt wohl die Skansion der ersten Hälfte nicht.

Insgesamt ist dieses Buch ein wichtiger Beitrag eines äußerst kompetenten Forschers zur Erschließung eines sehr wichtigen Textes des Frühlateins.

Walter Stockert

Simon Lozo, *Mit Cicero zum Latinum. Ein Lese- und Arbeitsbuch.* Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2012. 240 S. ISBN 978-3-534-24971-8

Die Absicht des Verf. ist es, mit diesem Buch eine aus Quellentexten belegte Biographie Ciceros, eine historische und philosophiegeschichtliche Einführung in die römische Geisteswelt, und ein Arbeits- und Lesebuch für den Lateinunterricht anhand inhaltlich und sprachlich interessanter, aussagekräftiger Texte zu bieten, die aber gleichzeitig so gewählt sind, dass den ansteigenden Sprachkenntnissen entsprochen wird. Diese schwierigen und anspruchsvollen Zielsetzungen sind gut erfüllt, dank der Auswahl und Kommentierung der Texte und der ausgezeichneten Organisation des Ganzen. Darüber hinaus bietet L. aber auch noch Informationen und Textpassagen zur Rezeptionsgeschichte Ciceros, zur Rhetorik und zur antiken Philosophie, „um so einen ‚europäischen Bogen‘ von den Griechen über die Römer bis hin zur Neuzeit zu spannen und damit die Brückenfunktion dieses antiken Vertreters einer kritischen Philosophie in der europäischen Geistesgeschichte aufzuzeigen.“ (5)

Alle Abschnitte sind in den referierenden und darstellenden Partien jeweils mit Quellentexten versehen, deren Länge mit den fortschreitenden Sprachkenntnissen abgestimmt ist. Historische Voraussetzungen, Informationen zur Biographie und zur Entwicklung Ciceros, einzelnen Phasen seines Wirkens in der Politik und als Autor, mit einem Schwerpunkt auf den ausführlich gegebenen philosophischen Schriften, und ergänzende Abschnitte zu Entwicklung und Prestigeverlust der Redekunst führen durch das Leben Ciceros und vermitteln zuerst (mit ausführlichen, in guter didaktischer Methode gebotenen Anmerkungen zur Übersetzung, zur Grammatik und auch zu erklärungsrelevanten sprachlichen Erscheinungen), und schulen später, die Sprachkenntnisse und das Stilempfinden. Auswahl und Darbietung der Texte geben aber auch normative Hinweise auf das Sprachniveau, das anzustreben ist; diese Hinweise sollten nicht unbeachtet bleiben. Das Literaturverzeichnis ist knapp und beschränkt sich, dem Zweck des Buches entsprechend, auf verwendete und weiterführende deutschsprachige Literatur. (Auf ein interessantes historisches Experiment sei noch hingewiesen, auf die Rekonstruktion von Ciceros Terminkalender und all seiner Tätigkeiten, soweit sie aus den Quellen abgelesen werden können: Nino Marinone, *Cronologia Ciceroniana*, Seconda edizione. Bologna 2004.)

Zwei Anmerkungen: Mag auch der allgemeine deutsche Sprachgebrauch mittlerweile ein anderer sein, sollte in einem Lateinlehrbuch doch der Konsulat und die *Adaptation* geschrieben werden. Und die Anmerkung auf S. 14 „In diesem Cicero-Lehrbuch sind nur die Cicero-Texte mit Stellenangaben versehen“ erscheint nicht gut begründet, denn das Beigeben einer Liste der verwendeten und kommentierten Stellen als Anhang hätte das Auffinden der Texte leichter gemacht, zumal das Buch ja nicht nur von Lernenden, sondern auch von Lehrenden gerne benützt wird.

Herbert Bannert

Hans-Christian Günther, *Augustus und Rom: 2000 Jahre danach. Akten des Symposions Augusto e Roma, 2000 anni dopo* (Roma, 19. 9. 2014), Nordhausen: Verlag Traugott Bautz 2015. 348 S. Ill. (Studia Classica et Mediaevalia. 9.) ISBN 978-3-95948-000-0

Bei keinem Buch in der doch inzwischen beträchtlichen Reihe derer, die mir zu einer Besprechung anvertraut wurden, ist mir diese Aufgabe so schwer gefallen wie bei dem vorliegenden. Angesichts des Titels (und des beigefügten Untertitels) geht der naive Leser davon aus, dass es sich hier um eine weitere Publikation aus der Reihe der Bücher, Tagungen und Ausstellungen handelt, die ihre Entstehung dem zweiten „bimillenario di Augusto“ verdanken, mit dem 2014 der zweitausendsten Wiederkehr des Todestages des Augustus am 19. August 14 n. Chr. gedacht worden ist. Der Herausgeber irrt aber, wenn er in seinem Vorwort meint, „die Andersartigkeit seines Ansatzes“ springe bereits in der Inhaltsübersicht in die Augen. Diese „Andersartigkeit“ kann ihm – nachträglich – gerne attestiert werden, aber wie „andersartig“ dieser Band ist, weiß man erst am Schluss, obwohl die Lektüre des Vorworts und des ersten Beitrags (beide Abschnitte vom Herausgeber) Warnung genug sein sollte. Ich frage mich, ob alle Mitarbeiter von Anfang an gewusst haben, worauf sie sich da einlassen.

Es beginnt eigentlich schon mit dem als eine Art Motto vorangestellten Heidegger-Text, und der Rez., obwohl Doktor der Philosophie (und seinerzeit noch tatsächlich darin ausgebildet und geprüft) muss beschämt gestehen, dass er mit einem gewiss poetischen Satz wie „Alles verspricht den Verzicht in das Selbe“ einfach nichts anzufangen weiß. Dann kommen ein Vorwort und ein Beitrag des Herausgebers, den er offenbar als ‚key-note‘ bescheiden an den Anfang gestellt hat, die sich im Tenor aber kaum voneinander unterscheiden, außer dass er in ersterem bedauert, keinen Beitrag über Simone Weil bieten zu können. Warum sollte er auch? In beiden Beiträgen hat man den Eindruck, es wäre weniger von Augustus und mehr von Karl Marx die Rede (vgl. 15), und die Tagung, deren Produkt der vorliegende Band ist, wird mit dem Bonmot gerechtfertigt, dass Augustus zu wichtig sei, um ihn den Faschisten zu überlassen (15) – ist der Autor irgendwie im ersten ‚bimillenario‘ vor 76 Jahren stecken geblieben? Dem Stil linkslinker Flugblätter, wie sie gelegentlich vor der Universität verteilt werden, entspricht ein politischer Rundumschlag mit dem obligaten ‚Amerika-bashing‘ und, natürlich, gegen die katholische Kirche („die grauenhafteste Pervertierung von Religion, die es wohl je gegeben hat“, 36 – vom Terror der IS-Kämpfer und ihren Sympathisanten hat er wohl noch nichts gehört). Dafür ist Stalin „ein Realpolitiker und Staatsmann von Format, wie ihn Europa selten gesehen hat“ (25, ohne Beistrich), und der Anspruch Chinas, „auf jeden Hegemonialanspruch zu verzichten“ (31), dürfte in Tibet (und auf Taiwan) wohl auch etwas differenziert gesehen werden. Diese Beiträge zeichnen sich durch eine relativ hohe Zahl von Schreib- und Satzfehlern aus (gelegentlich fehlen auch Wörter oder Satzteile), und das Literaturverzeichnis wird dominiert durch die eigenen Arbeiten des Verfassers, viele davon „im Druck“ oder „in Vorbereitung“.

Nach einer solchen Anfängererfahrung fällt es dem Leser ein wenig schwer, den weiteren Beiträgen gerecht zu werden. Paolo Fedeli beschäftigt sich, naheliegender, mit dem vierten Buch der Elegien des Properz (47–66) und glaubt nicht, dass das darin enthaltene Augustuslob ironisch verstanden werden sollte. Aufschlussreich ist das Lob der Bautätigkeit des Augustus im Vergleich zu den einschlägigen Abschnitten der RGDA. Der etruskische Gott *Vertumnus* in der zweiten Elegie sei ein Symbol der Einigung Italiens, doch liegen die sogenannten Bundesgenossenkriege denn doch schon deutlich mehr als zwei Menschenalter

zurück, und gerade die „Etrusker“ waren damals Rom treu geblieben. Aus den Worten der Cornelia, als Tochter der Sempronia eine Halbschwester der Iulia, ließe sich in der letzten Elegie ein Lob des Augustus ableiten, von seinen militärischen Erfolgen bis zur Aufrechterhaltung des *mos maiorum* in den Ehegesetzen.

Hans-Peter S y n d i k u s beschäftigt sich in seinem umfangreichen Beitrag anspruchsvoll mit dem „Wesen der augusteischen Dichtung“ (67–136). Wenn er, ein wenig überraschend, die „Lyrizität“ des Horaz bezweifelt, so stört mich dieser Begriff (auch wenn es offenbar kein eigentlicher Neologismus zu sein scheint) ebenso wie die Vorstellung, dass damit ein ganz bestimmter Inhalt verbunden wäre. Auch „Virgil“ ist, jedenfalls im deutschen Sprachraum und von einem langjährigen Schulmann, eher ungewöhnlich. Abgesehen davon werden wir Aussagen wie „In der Aeneis erreicht Virgil seinen dichterischen Höhepunkt“ (90) sicherlich zustimmen. Der Abschnitt 5 ist dann dem Einfluss der Politik auf die Dichtung gewidmet (etwas ungewöhnlich die Zitierweise der RGDA 108 Anm. 65, vgl. aber 116 Anm. 76). Dass er entgegen unseren Erwartungen die Verbannung Ovids (und ihre Hintergründe) hier ausdrücklich unbehandelt lässt, bedauern wir (dazu jedoch in anderem Zusammenhang 194ff.).

Vom Thema her vordergründig damit identisch, aber mit ganz anderem Zugang begegnen wir noch einmal Hans-Christian G ü n t h e r (137–162). Wieder finden sich geradezu penetrante Selbstzitatennester (auffallend vor allem Anm. 1 und 2; von 32 Literaturangaben in den Fußnoten enthalten nur acht nicht einen oder mehrere Beiträge von G.), gewollt anspruchsvolle Formulierungen (was ist eine „existentiell durchstimmte Größe“? 138), dazu störende Druckfehler (z. B. der oberste Abschnitt 139) und eigenwillige Urteile. Ciceros Epos über seinen Konsulat wird als „eines der größten sprachlichen Meisterwerke der lateinischen Literatur“ bezeichnet – gerade der einzige Vers, der davon erhalten geblieben ist, lässt uns denn doch daran zweifeln. Über den ähnlich beurteilten Monti (Vincenzo?) maße ich mir kein Urteil an (139). Wertvoll sind zweifellos G.s Analysen zu den Schlussabschnitten der Aeneis, und wenn er am Ende darauf hinweist, dass ohne große Gestalten in der Weltgeschichte Kulturen zugrunde gegangen wären, und Augustus unter diesen Gestalten „die größte der europäischen Geschichte“ gewesen sei, werden wir ihm gewiss zustimmen.

Mit einem geradezu programmatischen Titel kommt Detlef L i e b s mit einem wieder recht umfangreichen Beitrag auf die rechtsschöpferische Tätigkeit des Augustus zu sprechen (163–215), aber gerade hier verwundert, dass er dazu nicht das neue Münzzeugnis erwähnt, das – nach den chaotischen Zuständen der Triumviratszeit, in denen man sich um Recht und Ordnung wenig gekümmert hatte – 28 v. Chr. die Aufhebung aller bis dahin eingeführten Sonderbestimmungen nachweist (Vs: IMP CAESAR DIVI F COS VI, Rs: LEGES ET IVRA P R RESTITVIT; BM CM 1995,0401.1; vgl. Ekkehard Weber, Augustus, Meine Taten, Berlin ⁷2015, 111. Die literarische Parallelüberlieferung ist Dio 53, 5, 5. L. müsste diese Münze gekannt haben, wie das beigelegte Bringmann-Zitat beweist, 164 Anm. 5). – Eine lästige Unsitte ist (man verzeihe mir das starke Wort), bei der Angabe eines historischen Ereignisses (Vergils damalige Probleme mit seinem Grundstück) nicht die entsprechende Quellenstelle, sondern (nur) ein Selbstzitat noch dazu in einem nicht ganz leicht zugänglichen Sammelband anzugeben (163 Anm. 2). In dem Satz (zur Neuordnung im Jänner 27 v. Chr.): „Vielmehr war der Senat an der Ausübung der Herrschaft zu beteiligen“ (164) feiert, so fürchte ich, die alte und überwunden geglaubte ‚Dyarchiethese‘ Mommsens eine späte Auferstehung; der Senat mochte ein Beratungsgremium sein und bleiben, eine wirkliche Entscheidungsbefugnis außer in unbedeutenden oder ihm vom *princeps* zugestandenen Fragen kam ihm aber nicht mehr zu. 23 v. Chr. erhielt Augustus nicht die Amtsgewalt eines Volkstribunen (166), sondern die

tribunicia potestas der Volkstribunen, was etwas deutlich Anderes ist. Bei der Nennung der zahlreichen Gesetze (170ff.), wie z. B. bei der *Lex Iulia peculatus et de sacrilegis* oder bei der *Lex Iulia de residuis* wäre es gegenüber der Leserin oder dem Leser, die oder der vielleicht nicht unbedingt eine in der Wolle gefärbte Romanistin (ein Romanist) sein müsste, eine kurze Angabe über deren Inhalt nett gewesen. Die kryptische, da nur ‚Insidern‘ verständliche Formulierung über das Blei in den Wasserleitungen (179) – das nämlich bei den „führenden Familien“ der Römer zu mangelnder Zeugungsfähigkeit geführt habe – ist, wie man auch schon seit Längerem weiß, medizinisch nicht aufrecht zu erhalten. Auch mit dem „Spruchformelverfahren“ oder dem „Schriftformelverfahren“ (180f.) werden nur romanistische Fachleute etwas anfangen können. Wie es zur offenbar selbstverständlichen Gerichtshoheit des römischen Kaisers gekommen ist (in Rom und Italien, in den Provinzen beruht sie auf seinem umfassenden *imperium proconsulare*), ist nach wie vor unklar und wieder ein Beleg dafür, wie der Kaiser Kompetenzen arrogieren konnte, wenn ihm niemand widersprach – und wer hätte es tun sollen? Mit wünschenswerter Deutlichkeit referiert L. die Iulia-Affäre, in die bekanntlich auch Ovid verwickelt war, offenbar ohne dass eine konkrete Schuld sich hätte nachweisen lassen (192ff.). Dass das *ius publice respondendi* einzelner Juristen zu deren Vereinnahmung durch den Staat bzw. den Kaiser führte und eine – in seinen Augen negative – Entwicklung bis in die Spätantike (oder gar bis heute?) einleitete, kommentiert L. verständlicher Weise pessimistisch (209f.).

Im besten Beitrag des vorliegenden Bandes behandelt der wohl beste Kenner der Materie, John Scheid, „Auguste et la religion“ (217–242), und sieht sich gleich zu Beginn veranlasst, bei seinem Thema eine klärende Unterscheidung vorzunehmen: die persönliche Religiosität des Augustus, und seine Religionspolitik. Erstere kann nur kurz behandelt werden; wichtig ist, dass die Religiosität des antiken Menschen sich ganz wesentlich von der des modernen Menschen unterscheidet (sofern vorhanden). Selbst für Augustus haben wir kaum Quellen. Nur Sueton, Aug. 90–92 gibt uns einige wenige Hinweise, etwa dass auch Augustus nicht vom Aberglauben der damaligen Zeit frei war und an Vorzeichen, Träume und Orakel geglaubt hat. Über seine „persönliche Religiosität“ (in einem annähernd modernen Sinn) sagt das aber nichts aus, aber ebenso wenig die in seiner Religionspolitik zum Ausdruck kommende *religio* (im eigentlichen Wortsinn), auch wenn wir ihm zubilligen wollen, dass diese ‚Verbindung zu den Göttern‘ nicht nur Politik oder ‚Show‘, sondern auch Ausdruck einer persönlichen Frömmigkeit, einer inneren Haltung war (220). Teilweise ist, nach S., seine Religionspolitik auch der (durchaus erfolgreiche) Versuch, nach einer Phase des religiösen Desinteresses in der Triumphviratszeit (und den diesbezüglichen Versäumnissen des *pontifex maximus* Lepidus) ganz im Sinn seiner auch sonstigen Politik zu Reformen, zu einer Rückbesinnung auf die Werte früherer Zeiten zu finden. Schon als *triumvir rei publicae constituendae* musste für ihn die Religion in ihrer überkommenen Form ein wesentlicher Teil der „structure institutionelle“ der *res publica* gewesen sein (223). Ganz wesentlich ist in diesem Zusammenhang die Aussage über den Begriff der *pietas*: „La *pietas* couvrait les relations sociales correctes entre les Romains et leurs dieux, c’est-à-dire il fallait les honorer selon leur rang, et les associer au gouvernement de l’État, comme des citoyens ou plutôt comme les *patroni* immortels de la cité“ (223). Auch in seiner Religionspolitik handelte Augustus ganz im Sinn seines ‚Vaters‘ Caesar, der, was immer wir von seiner persönlichen Religiosität auch halten mögen, als *pontifex maximus* die damit verbundenen Pflichten jedenfalls ernst genommen hatte. Auch das Kollegium der *fetiales*, dessen Wiedererrichtung wir gerne Augustus zuschreiben, bestand offenbar schon (oder noch?) unter Caesar (229 mit dem Beleg AE 2005,

1487; 24. Juli 46 v. Chr.). Diese Religionspolitik (in die sich auch sein Naheverhältnis zu Apollo bruchlos einfügt) wurde weitgehend akzeptiert; nur Tacitus ann. 1, 10, 5 findet natürlich ein Haar in der Suppe (237).

Unter einem zunächst nicht leicht verständlichen Titel beschäftigt sich Alessandro Stavrú (243–280) dann mit dem, wie man inzwischen weiß, gefassten, also bemalten ‚Augustus von Prima Porta‘ und setzt ihn zu den kunsttheoretischen Betrachtungen in Xenophons Erinnerungen an Sokrates (mem. 3, 10) in Beziehung, wo Sokrates mit einem Maler, einem Bildhauer und einem Plattner über die Probleme ihrer Kunst spricht. Gleich im ersten Satz, „essa (nämlich ‚la statua di Augusto‘) riveste un ruolo fondamentale per intendere il significato politico e culturale del principato di Ottaviano dopo il 27 a. C.“, wird der Leser jedoch mit der fast immer mangelnden klaren Begrifflichkeit unter den Kunstarchäologen im Zusammenhang mit dem ‚Augustus von Prima Porta‘ konfrontiert, indem darunter die 1863 gefundene Statue, häufiger aber nur der Porträttyp gemeint wird. Dass die Statue nicht vor 20 v. Chr. entstanden sein kann, als Augustus der spektakuläre Erfolg gelang, die Partherfeldzeichen wieder zu erlangen, liegt auf der Hand. Ich glaube mit Anderen, dass der Augustus von Prima Porta, die Statue, überhaupt erst posthum ist, wofür aber ein gängiger, sozusagen kanonischer Porträttyp verwendet wurde; Ekkehard Weber, *Signis Parthicus receptis*, in: Gabriele Koiner und Gerda Schwarz, *Classica et Provincialia*, Graz 2015, 139–145. Eine neuere Vermutung, dass auf dem Panzer *nicht* die Rückgabe der Partherfeldzeichen dargestellt sei, kann wohl unberücksichtigt bleiben. – Ausführlich wird die Frage nach griechischen Vorbildern behandelt, unter denen trotz mancher Unterschiede vor allem Polyklet vermutet wird (248). Die uns heute fast störend erscheinenden Farben seien notwendig zum besseren Verständnis der dargestellten Szene (251; warum in der farbigen Rekonstruktion aber der eigentlich doch wohl goldene Legionsadler mit anderen Metallteilen blau ausgemalt ist, verstehe ich nicht. Dem Beitrag sind als einzigem Abbildungen beigegeben, 277–280.) Um 27 v. Chr. habe sich der ‚Aktiumtypus‘ des Augustusporträts vor dem Hintergrund der neuen politischen Verhältnisse zum klassischen, alterslosen ‚Prima Portatyp‘ gewandelt (259f.): wie der ‚Augustus von der Via Labicana‘ (eher dem ‚Aktiumtyp‘ nahestehend) hier hineinpasst, wird uns jedoch nicht erklärt. Dass die ‚ekphrastische‘ Lektüre der angeführten Xenophon-Stelle zu einem tieferen Verständnis des ‚Augustus von Prima Porta‘ beizutragen vermag (oder umgekehrt dieser zum besseren Verständnis der Xenophon-Stelle), sei dem Autor gerne zugebilligt.

Den Abschluss bilden zwei Beiträge, in denen zwei neuere deutsche Philosophen zu ihrem Rombild befragt werden. Der erste von Valerio Rocco Lozano beschäftigt sich mit Hegel (281–313), und da ein konkreter Bezug gar zum Kaiser Augustus sich nicht finden lässt, muss die „ammirazione giovanile nei confronti degli ideali repubblicani“ (eine Gymnasiastenschrift Hegels unter dem Eindruck der französischen Revolution, 282) und die von ihm dann später als „epoca di servitù e timore universale“ beurteilte Kaiserzeit (285) dafür erhalten. Nun ja: im 20. Jh. und bis heute haben wir diesbezüglich schon Anderes erlebt. Beim zweiten Beitrag, „Eudaimonia felicitas beatitudo – La romanità allo specchio della Seinsfrage (Heidegger e Roma)“ (315–348) meinen die Verfasser Ivo De Gennaro und Gino Zaccaria selbst, „il titolo del nostro tema non è immediatamente chiaro“ (315) – und es bleibt auch so, vor allem weil ein Rombezug Heideggers (außer durch einen 1936 in Rom gehaltenen Vortrag zu Hölderlin) noch viel schwerer zu konstruieren ist. Bewundernswert hingegen ist das Bemühen, der schwierigen Sprache Heideggers im italienischen Text gerecht zu werden, und wie sehr die Autoren das Spiel mit subtilen Sprachbedeutungen lieben, zeigt

sich in der dem Text angefügten „postilla“ (342ff.), in der sie im Anschluss an Odyssee 19, 107 ὃ γύναϊ nicht mit (ital.) „o donna“, sondern mit „femmina“ übersetzen, im Hinblick auf deren komplizierte Etymologie, in der die weibliche Fruchtbarkeit, ihre Rolle als milchspendende ‚Ernährerin‘ eine Rolle spielt, was sich durch kein deutsches Wort gleichbedeutend wiedergeben lässt (das deutsche ‚Frau‘ entspricht dem griechischen Begriff dafür voll auf einer anderen Ebene). In beiden Fällen: wertvolle Beiträge, nur in einem Band zum zweiten ‚bimillenario di Augusto‘ eigentlich fehl am Platz. Ekkehard Weber

Plinius' Kleine Reiseapotheke (*Medicina Plinii*). Lateinisch und Deutsch herausgegeben und übersetzt von Kai B r o d e r s e n. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2015. 203 S. ISBN 978-3-515-11026-6 (Print) ISBN 978-3-515-11029-7 (E-Book)

Wer auf Reisen geht, bereichert sein Leben, setzt sich möglicherweise aber auch Gefahren aus. Zur Herabsetzung des Risikos, dauerhaft Schaden zu nehmen, empfiehlt sich – im dritten Jahrtausend ebenso wie zur Abfassungszeit der *Medicina Plinii* – das Mitführen eines Notfallkoffers, einer Reiseapotheke. Was dem heutigen Globetrotter Produkte großer Pharmakonzerne sind, ein Dreieckstuch und eine Rettungsdecke, waren für den (spät)antiken *viator* Rezepte und Tinkturen, die das gesamte Feld vom Aberglauben über das Abstruse bis hin zum Aberwitzig-Widerlichen abdecken.

Mit seiner zweisprachigen Ausgabe nebst kontextualisierender Einführung legt B. erstmals in deutscher Sprache den kompletten Text eines ‚Fach‘buches vor, das (anachronistisch formuliert) zum best-, überzeitlich jedenfalls zum longseller wurde und das erstaunliche Einblicke in den (pseudo)medizinischen Usus von der Spätantike bis ins Mittelalter gibt – in angenehmer Lesbarkeit bei aller Abscheulichkeit des Inhalts: An diverse Spielarten der nicht umsonst so genannten ‚Dreckmedizin‘, bei der Kot und Urin therapeutische Effekte zukommen, kann man sich vielleicht noch gewöhnen; der Einsatz von *garum* oder *mulsum* als Medizin ist problemlos; doch über die bewusste Übertragung von Gastrointestinalinfektionen auf wenige Tage alte Hundewelpen oder erwachsene Enten, deren Tod nicht nur billigend in Kauf genommen, sondern ganz bewusst beabsichtigt wird, hätte man wahrscheinlich lieber weniger erfahren – doch darum geht es hier nicht: Wichtig ist vielmehr, dass die anonym überlieferte *Medicina Plinii* ein Musterbeispiel nicht nur für einen Gebrauchstext, sondern auch für die Erstellung eines Manuals aus einer Enzyklopädie ist. Der Name des berühmten Verfassers der *Naturalis historia* wird als Qualitätssiegel in den Titel übernommen, jedoch mit dem (zugleich abstufenden und die Nachfolge des Großmeisters antretenden) Zusatz *Iunior* versehen. Der Aufbau des drei dünne Bücher umfassenden Werkes folgt dem verbreiteten Schema *a capite ad calcem*: Buch 1 traktiert in 36 kurzen Kapiteln den Kopfschmerz, Läuse, Grind, Geschwüre, Haarausfall und Colorierung (Epilierung folgt im 3. Buch), Augenleiden, HNO-Probleme, Zahnen von Babys, Zahnschmerzen bei Erwachsenen, Nacken- und Schulterschmerzen und Erkrankungen der Lunge. Buch 2 widmet sich der Tuberkulose, dem Ischias, (Ober)bauch- und Leibschmerzen, Dysenterie, Gastrointestinalerkrankungen, Endoparasitenbefall, Hämorrhoiden, Blasen- und Unterleibserkrankungen beim Mann (Gynäkologie ist kein Thema), Bein- und Fußkrankungen und der Gicht. In Buch 3 geht es um Bänder- und Gelenksbeschwerden, offene Wunden, den Kropf, Furunkel, Brandwunden, Hundebisse, Erfrierungen, Malaria, Schlafsucht, psychische Erkrankungen, Herzbeschwerden,

Epilepsie, Wassersucht, Gelbsucht, Brüche, Ausschläge, Vergiftungen, Lähmungen und Bisse durch giftige Tiere, wozu nach damaliger Auffassung auch die Spitzmaus zählt.

Weiterführende Literatur und eine umfassende Konkordanz zwischen einzelnen Passagen der *Medicina Plinii* und Plinius' *Naturalis historia* erlauben intensive Vertiefung in eine Auffassung und Praxis von Medizin, die in der evidenzbasierten und alternativen Heilkunde der westlichen Welt zum Wohl von Mensch und Tier weitestgehend der Vergangenheit angehört (Murmeltiersalbe u. ä. Produkte freilich ausgenommen), in (geringfügig) veränderten Spielarten in manchen Teilen der Welt aber immer noch dem Repertoire von Naturheilern und Scharlatanen angehört, deren Ziel keineswegs immer der therapeutische Erfolg, sondern der finanzielle Profit ist (wie z. B. zerriebene Nashornhörner als angebliche Potenzmittel, der Verzehr von bush meat, um sich die Kraft des jeweiligen Tieres im Wortsinn ‚einzuverleiben‘, oder Tieropfer im Zuge von apotropäischen Riten). Dies ist freilich ein Aspekt, vor dem geradezu textsortentypisch und gnomisch auch in der *Medicina Plinii* gewarnt wird: natürlich zum Vorteil der Distribution des eigenen Werkes: *medicus erat, est et semper erit medico lupus*.

Sonja M. Schreiner

* * *

Walther Scholl, *Der Daphnis-Mythos und seine Entwicklung. Von den Anfängen bis zu Vergils vierter Ekloge*. Hildesheim-Zürich-New York: Georg Olms Verlag 2014. XXIX, 667 S. 4 Faltkarten (Spudasmata. 157.) ISSN 0584-9705 ISBN 978-3-487-15140-3

Es ist dies eine äußerst gründliche, umfassende, gelegentlich ausufernde (das Inhaltsverzeichnis umfasst 14 Seiten) Zusammenstellung aller Dokumente, die den Mythos von Daphnis betreffen, einschließlich einiger moderner Märchenversionen. Ziel ist es, die These vom nichtgriechischen Ursprung und einer historischen Entwicklung des Mythos zu belegen und in allen Varianten nach den verfügbaren Texten nachzuzeichnen, die einzelnen Versionen einzuordnen und, wenn möglich, zu datieren. Die Basis bildet eine Dokumentation der Texte, die den Daphnis-Mythos betreffen (mit deutscher oder englischer Übersetzung), und das sind im Wesentlichen, als Hauptquellen, die Theokritgedichte 1, 5, 7 bzw. 8 und 9 und die Epigramme 2–5, Kallimachos, Epigr. 22 und einige Gedichte aus der *Anthologia Graeca*, Diodor, Parthenios, Athenaios, Longos, Nonnos von Panopolis und, soweit vorhanden, die dazugehörigen Scholien; weiters Vergil, Ovid, Silius Italicus, und die entsprechenden Texte der antiken Grammatiker. Der vierten Ekloge Vergils ist ein eigener Abschnitt mit einer detaillierten Interpretation gewidmet, denn sie ist als Ausformung der Konzeption des Heilbringers, die, wie es scheint, als durchgehende Themeneinheit eng mit der Gestalt des Daphnis verbunden ist, zugleich Trägerin einer ideologischen Botschaft.

Das Material ist äußerst breit ausgelegt, allerdings jeweils streng nach demselben Aufbau-schema angeordnet, sodass sich der Leser trotz der umfangreichen und gelegentlich mehrmals wiederholten Darbietung der Quellen und der daraus abgeleiteten Schlüsse wohl zurechtfinden kann. Sch. unterscheidet sieben Basis-Versionen des Mythos (mit einigen zusätzlichen Varianten): Daphnis ist eine alte mythologische Gestalt, mit ziemlicher Sicherheit zuerst bei Stesichoros von Himera im 6. Jh. v. Chr. belegt, die zunächst isoliert und ohne Verbindung zu anderen Mythen ist. Eine sozusagen mythenhistorische Einordnung ist erst in hellenistischer

Zeit zu beobachten, und da wird Daphnis in die Generation des Herakles oder des Trojatischen Kriegs eingereiht. Daphnis stammt aus Sizilien, er ist Rinderhirt aus dem Landesinneren und auch Besitzer der Herden (jedenfalls ist er kein Jäger), und das erklärt die ersten Belege bei Stesichoros. Da im 6. Jh. v. Chr. nur die Küstengebiete Siziliens von Griechen, das Landesinnere aber von Sikelern besiedelt war, ist es wahrscheinlich, dass Daphnis ursprünglich ein sikelischer Heros gewesen ist, dessen Namen wir nicht kennen, der aber vielleicht in Daphnis gräzisiert wurde.

Mit dem Mythos vom Rinderhirten Daphnis sind auch die Namen bedeutender Philologen und deren Leistungen verbunden, wie z. B. Carl Becker, Jérôme Carcopino, Rudolf Helm, Alfons Kurfess, Eduard Norden, Ernst A. Schmidt, Hermann Usener, Otto Weinreich, Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, Konrat Ziegler, und diese sind auch im Literaturverzeichnis angeführt. Erstaunlich aber ist, dass dort nicht minder wichtige Arbeiten fehlen, die von Charles Segal oder John Van Sickle, die Einiges zur Interpretation des Mythos beigetragen haben, und überhaupt scheint die Literatur nach 1990 wenig bis gar nicht berücksichtigt zu sein (die zugrundeliegende Dissertation an der Universität Frankfurt am Main wurde 1981 abgeschlossen). Dennoch: Die umfang- und materialreiche Zusammenstellung schließt eine Lücke in der Aufarbeitung mythischer Gestalten der Antike. *Herbert Bannert*

Social Status and Prestige in the Graeco-Roman World. Edited by Annika B. K u h n. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2015. 342 S. Ill. (Altertumswissenschaften.) ISBN 978-3-515-11090-7 (Print) ISBN 978-3-515-11094-5 (E-Book)

„Lass mich deine Inschrift lesen, deine Stele ansehen oder einen Blick in deinen Kochtopf werfen, und ich sage dir, wer und was du bist.“ – So oder so ähnlich ließe sich zusammenfassen, was die 16 Beiträge dieses ebenso umfangreichen wie gelungenen Tagungsbandes (Social Status and Prestige in the Roman World, LMU München, November 2012) in drei Sprachen präsentieren. Die Hrsg., Annika B. K u h n, hat mit „The Dynamics of Social Prestige in Pliny, Juvenal and Martial“ und „Prestige und Statussymbolik als machtpolitische Ressourcen im Prinzipat des Claudius“ gleich zwei Artikel beige-steuert, die programmatisch zentrale Aspekte beleuchten – aus künstlerisch-soziokultureller und aus politisch-repräsentativer Perspektive und im Vergleich mit der historiographisch-biographischen Verzerrung des echten Claudius zu einer literarischen (Witz)figur. Einen allgemeineren, nicht auf einen Prinzeps fokussierten Zugang wählt Martin Z i m m e r m a n n in seinem Beitrag „Die Darstellung des kaiserlichen Status und seines Prestiges.“

Verschiedene Aspekte des Standesdenkens nehmen mehrere Artikel in den Blick: John B o d e l widmet sich „Status Dissonance and Status Dissidents in the Equestrian Order“, Henrik M o u r i t s e n („Status and Social Hierarchies: The Case of Pompeii“) und Andrew W a l l a c e - H a d r i l l („The Album of Herculaneum: Problems of Status and Identity“) konzentrieren sich auf die Region des neapolitanischen Meerbusens: M. erweitert die längst standardisierte Gesellschaftspyramide Géza Alföldys durch noch größere Präzision erzielende Kreisdiagramme, die weniger die arme Masse an der breiten Basis und die Superreichen an der hauchdünnen Spitze sichtbar machen als – höchst instruktiv – den *inner circle* der wirklich Einflussreichen und die konzentrischen Kreise der weniger Potenten.

Epigraphik im großen Stil und in sehr unterschiedlichen Reichsteilen steht bei Onno v a n N i j f („Civic Mirrors: Honorific Inscriptions and the Politics of Prestige“), Anna H e l l e r

(„Membership of the *boulē* in the Inscriptions of Asia Minor: A Mark of Elevated Social Status?“) und Caillan Davenport („Inscribing Senatorial Status and Identity, A. D. 200–350“) im Zentrum des Interesses. Auch Werner Eck („Grabmonumente in Rom und im Rheinland: Reflex von sozialem Status und Prestige?“) kann – in weiterem Sinn – dieser Gruppe zugerechnet werden.

Die Beiträge von Matthäus Heil („Die Genese der Rangtitel in den ersten drei Jahrhunderten“) und Ségolène Demougine („Titres officiels, titres officieux“) bilden ebenso eine thematische Einheit mit zahlreichen Bezugnahmen aufeinander wie die von Ulrike Ehmig („*Servus dei* und verwandte Formulierungen in lateinischen Inschriften“) und Rudolf Haensch („Bescheidenheit ist eine Zier: Der Gebrauch der Demutsformel ‚*δοῦλος θεοῦ*‘ in den Kirchenbauinschriften der spätantiken Patriarchate Antiochia und Jerusalem“).

Eine Sonderstellung haben Boudewijn Sirks mit „Status and Rank in the Theodosian Code“, der sich der Thematik aus juristischer Perspektive annähert, und Werner Tietz, der in „Fischteiche und Fischesser: Aufstieg und Niedergang eines Luxusguts“ Trends und Moden des römischen Tafelluxus beleuchtet und dabei nie den eminenten Wirtschaftsfaktor aus den Augen verliert, der mit dem sich wandelnden Konsumverhalten der wohlhabenden RömerInnen einherging.

Der abwechslungsreiche Band besticht durch seine Multidisziplinarität und die gelungene Verzahnung von Breite und Tiefe: Griechenland und Rom, das Zentrum und die Provinzen sind in gleicher Weise vertreten. Politische, literarische, soziokulturelle, juristische, kulinarische und ökonomische Aspekte stehen nebeneinander und erzeugen ein Netz, das die antike Lebensrealität plastisch abbildet. Jedem Beitrag ist ein ausführliches Literaturverzeichnis beigegeben, das die Forschungsgeschichte und den Forschungsstand spiegelt; zahlreiche Abbildungen, Tabellen und Indices liefern übersichtlich und auf wenig Raum dichte Informationen; *summa summarum*: Im Bücherschrank keines/r an Kulturgeschichte Interessierten – sei es ein/e Lernende/r oder ein/e Lehrende/r – sollte dieses Buch fehlen.

Sonja M. Schreiner

* * *

Susanna de Beer, *The Poetics of Patronage. Poetry as Self-Advancement in Giannantonio Campano*. Turnhout: Brepols Publishers n.v. 2013. XXXII, 431 S. Ill. (Proteus: Studies in Early Modern Identity Formation. 6.) ISBN-13: 978-2-503-54238-6

Susanna de Beer legt mit der Überarbeitung ihrer Amsterdamer Dissertation (bei Bram Kemper) ein inhaltlich wichtiges, durch den Abdruck und die Kommentierung einer Vielzahl von Texten editorisch und interpretatorisch wertvolles und – nicht zuletzt aufgrund der zahlreichen Farbtafeln und Schwarz-Weiß-Illustrationen – sehr schönes Buch vor. Ihre Beschäftigung mit Campano reicht zurück auf ihre Leidener Master Thesis (bei Karl Enenkel). Was Ruurd Nauta mit „Poetry for Patrons. Literary Communication in the Age of Domitian“ (Leiden: Brill 2002) für die Kaiserzeit ausgearbeitet hat, leistet sie für den Renaissancehumanismus und wählt als instruktives Exempel das Patronagegeflecht, in dem sich Giannantonio Campano (1429–1477) geschickt und erfolgreich bewegte. Die systematische Aufarbeitung der z. T. diametralen Spielarten des Umgangs und der Begegnung mit

(weltlichen und geistlichen) Mächtigen, mit potent(iell)en Förderern, Mäzenen und Geldgebern (von der Huldigung bis zur aus heutiger Sicht verstörenden Karikatur) kann aus literarischer und soziokultureller Perspektive in Art eines Musterbuches auf zahlreiche dieser für beide Seiten profitablen Abhängigkeitsverhältnisse umgelegt werden; dazu tritt die Ausleuchtung einer bereits in der Antike weit verbreiteten Variante des Patronagewesens: Förderung über Dritte, über Personen, die als ‚Zwischenträger‘ oder Vermittler zum eigentlichen ‚Objekt der Begierde‘ fungierten. Eine reiche Fülle von feinsinnig interpretierten und stets kontextualisierten Textbeispielen macht die Bandbreite des Möglichen (und Üblichen) sichtbar. Für LeserInnen mit weniger entwickelten Sprachkenntnissen ist durchgehend ein Zugang mittels englischer Übersetzungen möglich.

Das Buch gliedert sich – entsprechend den unterschiedlichen Ebenen und Wirkungsweisen der Patronanz – in fünf Großkapitel: Jeweils eine ‚Zielperson‘ steht im Fokus, das Netzwerk, in das diese zentrale Figur eingebettet ist, wird immer mitgedacht. Eine konzise ‚Introduction‘, ein gelungener Succus dessen, was die Verf. in der Folge präzise entwickelt, zieht in den Bann und weckt das Interesse an eingehender Lektüre. Von Anbeginn an wird deutlich, in welchem Ausmaß Campanos literarische Produktion seine Identität prägte und seine *social mobility* steuerte: Literatur wird zum Motor des gesellschaftlichen Avancements; sie ist viel mehr als bloßes Mittel zum Zweck. – Erst vor wenigen Monaten hat Patrick Baker in seiner 2015 bei der Cambridge University Press in der Reihe „Ideas in Context“ erschienenen umfangreichen Monographie „Italian Renaissance Humanism in the Mirror“ auf breiter epochaler und personeller Basis überzeugend gezeigt, worauf sich humanistische Selbstdefinition und das tatsächliche Selbstverständnis der Autoren jenseits aller späteren Interpretationsansätze des (nur) angenommenen oder erschlossenen Selbstbildes gründet. – Zwischen den Abschnitten von de Beers Buch bestehen vielfältige Verbindungen, was auch den immer gleichen handelnden Personen geschuldet ist: Zugleich ergeben sich aus dieser personellen Konstante ein eindrucksvoller Einblick in den typischen Aufbau der Netzwerke im Zentrum der Untersuchung und eine feinsinnige Analyse des von Campano jeweils exakt abgestimmten literarischen Zuschnitts. Der Spannungsbogen, der sich aus seinen Zielen (weltliche Karriere, Avancement im Klerus, literarisches Fortkommen und Einschreiben in die Literaturgeschichte) ergibt, und die erstaunliche *variatio* der möglichen Kombinationen machen den besonderen Reiz der Darstellung aus; so kann es sogar vorkommen, dass der (vormalige) Klient durch gesellschaftlichen Aufstieg – und die richtigen Kontakte – phasenweise zum Patron seines Patrons mutiert.

Bei der konkreten poetischen Realisierung ist Campanos dichterisches Vermögen ebenso wichtig wie die individuelle Toleranzschwelle des Adressaten: Mit dem (Standard)Repertoire Vertraute wussten, was innerhalb der Grenzen des Zuträglichen lag, v. a. aber, wie Codes von einem breiteren Rezipientenkreis entschlüsselt wurden. – Kapitel 1 („Poetry as Common Ground“) konzentriert sich auf den Piccolomini-Papst Pius II., Kapitel 2 („Friends will be Friends“) kreist um Kardinal Giacomo degli Ammannati, Kapitel 3 („The Mutual Benefit of Patronage“) stellt Kardinal Pietro Riario ins Zentrum, bei dem sich für Campano eine unerwartete Schwierigkeit ergab: Im Unterschied zu Ammannati und Piccolomini war Riario mit den dichterischen Konventionen weniger vertraut, was Campano – gerade bei der Abfassung von Epigrammen – vor ein nahezu unauflösliches Dilemma zwischen (subjektiv) zu viel Lob und zu viel Frechheit stellte; eine mögliche Lösung sah er im (panegyrischen) Rückgriff auf Statius, dessen *Silvae* neben Martials Epigrammen zu den bevorzugten Vorbildtexten seines Zirkels zählten. An Riaros Gewohnheiten und Campanos Umgang mit ihnen kann die Verf.

idealtypisch zeigen, wie stark die Grenzen zwischen dichterischer Antike-Nachahmung und realem Nacheifern antiker Gepflogenheiten zuweilen verschwimmen und wie schwierig die lupenreine Trennung aus moderner Perspektive mitunter sein kann. – Kapitel 4 („Unsuccessful Attempts“) behandelt Campanos Verhältnis zu König Ferrante I. von Aragon und dessen Hof(staat) und zeigt, dass auch ausgeklügeltste literarische Technik und wohl überlegte Abstimmung auf den Adressaten nicht zwangsläufig zum gewünschten Ziel führen müssen, v. a. dann nicht, wenn der ‚angesteuerte‘ Hof bereits über eine ausreichende Zahl von profilierten Literaten verfügt und sich daraus eine Konkurrenzsituation ergibt, oder wenn die Reputation des panegyrischen Dichters der ‚Zielperson‘ aus realen oder vorgespiegelten Gründen nicht genehm ist. Weiters wird deutlich, wie Campano ähnliche Gestaltungsmittel in nicht besonders weitreichender Variierung auf unterschiedliche Charaktere anwendet und mit welcher Brillanz er seine Gelehrsamkeit – z. B. seine exzellente Plutarch-Kenntnis – für seine Zwecke zu nützen weiß. – Kapitel 5 („A Constant Supporter“) thematisiert Campanos langandauernde und positive Beziehung zu Federico da Montefeltro, der dem Dichter durch seine Entscheidung, dessen Œuvre in seine Bibliothek aufzunehmen, eine *posteritas* und einen Platz im (zeitgenössischen) Dichterkanon sicherte. Der wechselseitige profitable Bezug ist deswegen besonders, weil Federico Campano auch nach dem Sinken seines ‚sozialen Kapitals‘ aufgrund seines unverändert hohen literarisch-kulturellen Wertes nicht fallen hat lassen.

Für die Verf. ist Patronage in der Renaissance im Unterschied zur Antike ein beständiges Überlappen von sozialen und literarischen Aspekten; dafür zeichnen die abweichenden Gesellschaftsentwürfe verantwortlich. Sie erachtet es als erstaunlich, dass in Publikationen zum Förderwesen in anderen Epochen konsequent und mit großer Selbstverständlichkeit auf die Praxis der Renaissance Bezug genommen wird – ein Zeitfenster, das vor dem Erscheinen ihrer Studie keineswegs so eindeutig untersucht und schon gar nicht einhellig beurteilt worden war. Sie begreift v. a. die zu wörtliche Ausdeutung der Aussagen Betroffener als problematisch, da es stets zwischen Tatsachenbericht und Topos zu unterscheiden gilt; in diesem Zusammenhang betont die Verf. zu Recht, dass das Mittelalter nicht ausgeblendet werden darf, sondern das humanistische Patronagewesen vor allem eine graduelle Weiterentwicklung des mittelalterlichen mit mehr antiken Elementen ist; modern und zukunftsweisend stellt sie fest, dass dies nicht auf den neolatinistischen Bereich eingeschränkt werden darf, sondern im weiten Feld der volkssprachlichen Literaturen einem vergleichbaren Schema unterliegt – letztlich bis heute, wie die Verf. im abschließenden „Epilogue“ hervorhebt: In Zeiten, in denen staatliche Förderung belletristischer und wissenschaftlicher Literatur beständig abnimmt, wird der Ruf nach dem einen oder anderen potenten *patronus* wieder laut.

Drei Appendices (1. „The Textual Transmission of Campano’s Poetry“ – mit einem Überblick über Distributionsmechanismen und die Entstehungshintergründe diverser Gedichtsammlungen zu Lebzeiten Campanos und danach; 2. „Campano’s Poetic *œuvre*“ – eine tabellarische Synopse aller Gedichte in den verschiedenen Mss.; 3. „Critical Edition“ aller im Buch behandelten Texte, eine Pionierarbeit mit dem Ziel, den Text zu erstellen, den Campano selbst der Nachwelt überliefern wollte) im Umfang von mehr als 100 Druckseiten (mit zahlreichen Abb. der *en détail* vorgestellten Codices und Drucke) zeigen die eingehende Beschäftigung mit dem Autor und erweisen die Verf. nach einem interpretatorischen Meisterstück von knapp 300 Seiten auch als fähige Editorin und Textkritikerin. – Mit einer umfangreichen Bibliographie und einem voluminösen Index erleichtert sie es LeserInnen, die weniger vertraut mit ‚ihrem‘ Autor sind, und Campano-SpezialistInnen, sich ihm und seinem Werk aus allen erdenklichen Blickwinkeln zu nähern.

Passend zu dem überreichen Thema, das sich die Verf. gewählt hat, wäre es reizvoll zu wissen, wie Campano als Dichter, als Mensch und als *cliens* sich gegenüber seiner späten – und höchst effektiven – ‚Patronin‘ verhalten hätte, die ihm mehr als 500 Jahre nach seinem Tod die Bühne gegeben hat, die er sich immer erträumt hatte. Wahrscheinlich hätte er ihr ein Gedicht geschenkt, vielleicht aber auch eine ganze Sammlung – sein *cultural capital* eben.

Sonja M. Schreiner

Michael Fontaine, Joannes Burmeister. *Aulularia and Other Inversions of Plautus*. Edited, translated and introduced. Leuven: University Press 2015. XI, 278 S. (Bibliotheca Latinitatis Novae.) ISBN 9789462700086

Michael Fontaine hat mit diesem Buch ein Projekt verwirklicht, an dem er viele Jahre gearbeitet hat: die Edition der als verschollen geltenden, von F. aber in der Kopenhagener Bibliothek aufgespürten *Aulularia* des Johannes Burmeister, einer Transformation („Inversio“) des plautinischen Dramas in ein biblisches Geschehen des Alten Testaments (AT): „Burmeister baptized bawdy ancient Roman epigrams and comedies, converting them from pagan to biblical texts, while leaving their identity and characteristic form intact.“ (2). F. bezeichnet Burmeister als einen der fähigsten lateinischen Dichter überhaupt, schießt damit aber wohl doch ein wenig über das Ziel hinaus (4).

Nach einer Einleitung über Burmeisters Latein, sein Leben (17) und seine anderen Werke (32) werden die vier namentlich bekannten, außer der *Aulularia* aber nicht greifbaren Komödien behandelt (37). Anschließend folgen die Edition der *Aulularia* mit gegenübergestellter Übersetzung und knappem kritischem (und exegetischem) Apparat (92) sowie die Fragmente von *Mater-Virgo* (203), ferner die Urkunde von Burmeisters Ernennung zum *poeta laureatus* (248), die Bibliographie (255), ein General Index (259), Indices der zitierten Bibelstellen und der scherzhaften Worte und Wendungen.

Die sehr detaillierte Behandlung von Burmeisters Leben und Werk setzt sich auch zum Ziel, diesen originellen, aber fast vergessenen Dichter des deutschen Frühbarocks und insbesondere seine Komödien bekannt zu machen. Johann Burmeister (1576 – 1638) war lutherischer Pastor an mehreren Orten nahe Hamburg, insbesondere in Gülzow, von wo er im Dreißigjährigen Krieg wegen der Plünderungen durch Marschall Tillys Truppen nach Hamburg fliehen musste. Schon in jungen Jahren wurde B. als *poeta laureatus* (dies eine damals nicht so seltene Ehrung) ausgezeichnet, er scheint aber insgesamt nicht die erhoffte und wohl auch verdiente Beachtung gefunden zu haben; auch fühlte er sich viel zu lange in die Provinz abgeschoben. Für das Werk Burmeisters ist vor allem ein (übermäßiger) Gebrauch verschiedenartigster Wortspiele und Figuren charakteristisch. Mit ‚puns‘ hat sich F. auch in einer großen Arbeit auseinandergesetzt (*Funny Words in Plautine Comedy*, Oxford 2010). Auch in die ‚Transformationen‘ der *Aulularia* wurden solche Anklänge eingebaut (z. B. wird Aul. 94 *aquam aufugisse dicito* wiedergegeben mit *equum aufugisse dicito*). Relativ zurückhaltend verwendet die eigentliche Edition, wo sich Burmeister eng an Plautus anschließt, derartige Wortspiele (z. B. 50f. *dispendium - compendium*; 96 *venisse - venum ivisse*; 444 *additamentum - abditamento*). Regelrecht überladen sind hingegen die ‚Schaltszenen‘ (z. B. I 11–22 *furamur* bzw. *furta ad infinitum*; 25ff. mehr oder weniger elegante Wortspiele mit *pendulus: supplicium pendulum; beneficium p.; auro pendulo* etc.). Von Wortspielen und Reimen ist auch der sog. ‚isidorianische Stil‘ gekennzeichnet, dem F. Burmeisters Prosa zurechnet, in dessen Nähe aber auch Teile der Komödien, insbesondere die nicht an Plautus anschließenden

stehen. Als neulateinischer Dichter des frühen 17. Jh. ist Burmeister mehreren ‚Registern‘ des Latein verpflichtet: dem archaischen des Plautus, dem klassischen Latein, dem mittelalterlichen Latein, insbesondere dem der Kirche, und dem Neulatein des frühen Barocks (11).

Von den Werken Burmeisters seien neben den Komödien noch die „Parodiae Sacrae“ sämtlicher Martial-Gedichte angeführt, sowie die „Saturnaliorum (*sic*) Christianorum libri septem“, in denen lutherische Theologen in Anlehnung an Macrobius diverse Probleme diskutieren; letzteres Werk ist im ‚isidorianischen Stil‘ geschrieben (beide Werke sind auch heute gut zugänglich).

Burmeisters „Inversionen“ plautinischer Komödien beruhen auf strukturellen Parallelen der Komödien mit biblischen Geschichten, die der Dichter mehr oder weniger plausibel entwickelt. *Mater-Virgo* (1621) z. B. beruht auf strukturellen Parallelen zwischen der mythischen Zeugung und Geburt des Herakles und den Berichten des Lukas-Evangeliums über Jesu Zeugung und Geburt (Iuppiter wird hier der Hl. Geist, Alcumena Maria, Amphitryon Joseph etc.). Burmeisters Titel lautet daher „M. A. (= M. Acci, *sic*) Plauti Renati sive Sacri Mater-Virgo Comoedia Prima ex Amphitryone ad Admirandum Conceptionis et Incarnationis Filii Dei Misterium Inversa“ (der Schreibart *Misterium* würde ich nicht so viel Bedeutung beilegen wie F. auf S. 42). Von diesem Werk hat ein Exemplar die neuere Zeit erreicht, es wird in den Büchern Reinhardstoettners und Günthers zur Plautusrezeption reichlich zitiert (auf diesen Zitaten beruht auch F.s Edition), doch konnte F. es trotz aller Bemühungen nicht mehr auftreiben. Das Werk orientiert sich eng am Plautustext, und F. nützt diese Tatsache geschickt für umfangreiche Ergänzungen (die klarerweise im Detail hypothetisch bleiben). Insgesamt erscheint diese „Inversio“ durch einen lutherischen Pastor zumindest dem Rez. merkwürdig, da sie eines der größten Geheimnisse des christlichen Glaubens mit einem teilweise doch recht frivolen ‚heidnischen‘ Text unterlegt. Burmeister nimmt natürlich am Plautustext die nötigen Adaptationen vor (und schreibt z. B. Vers 53 *angelus sum, mutavero* anstelle von *deus sum, commutavero*).

In dem Drama *Susanna* (ca. 1623) appliziert Burmeister die frivole Casina auf die alttestamentarische Susanna-Geschichte (49–55); offenbar ist das Stück nie publiziert worden. Eine Abhandlung F.s dazu wird in „Roman Drama and its Contexts“ erscheinen (2016).

Die *Asinaria* (1625), angelehnt an das gleichnamige Plautusdrama, behandelt eine merkwürdige Geschichte aus dem AT: König Saul verlangt von David als Brautpreis für seine Tochter 100 *praepudia* von Philistern und bekommt sogar die doppelte Zahl geliefert. Das Werk ist nur durch eine Notiz in der Bibliotheca Latina des Fabricius (1708) greifbar und gilt heute als verschollen.

Die einzig erhaltene *Aulularia* (1629), die im Zentrum dieses Buches steht, transferiert („invertiert“) den Stoff der plautinischen *Aulularia* auf eine ebenfalls nicht unbekanntere Geschichte des AT: den Bericht über das Sakrileg Achans, der sich an der gottgeweihten Beute von Jericho vergreift. Dazu kommt – analog zur Liebeshandlung der *Aulularia* – die Liebesgeschichte zwischen der von den Israeliten wegen ihrer Verdienste verschonten Prostituierten Rahab mit dem Prinzen Salmon. Durch Salmons Sklaven kommt der Tempelraub ans Licht, Achan muss mitsamt seinen Söhnen sterben. Letztlich findet sich in Achans verbranntem Zelt ein Goldschatz der dort logierenden Rahab, der wie bei Plautus als Mitgift für die Ehe dient.

Die Edition umfasst (stets mit gegenübergestellter Übersetzung) neben dem Titel („M. A. Plauti Renati sive Sacri *Aulularia* ...“) eine umfangreiche Widmung an einige Gönner Burmeisters, zwei nicht-akrostichische *Argumenta*, das eigentliche Drama mit dem verlorenen Schluss, für den auf zwei Renaissance-Supplemente (u. a. das des Codrus Urceus) zurück-

gegriffen wird. Ferner gibt es zwei nicht obligatorische Schaltszenen sowie ausführliche deutsche Inhaltsangaben zum Drama und zu jedem einzelnen Akt.

In der Einleitung zur Edition findet sich eine Darstellung der Rahab-Story (Achan als „Kirchenräuber“ zu bezeichnen, war schon für Burmeister eine merkwürdige Notlösung), es werden die Figuren den plautinischen Pendants gegenübergestellt, es wird die Inszenierung besprochen (drei Szenenwechsel). In den zwei „Intercalary Scenes“ diskutieren zwei Spione (welche im Drama anstelle der plautinischen Köche auftreten) die Themen ‚Diebstahl‘ bzw. die ‚verschiedene Bestrafung von Diebstahl und Sakrileg‘ (durch Hängen bzw. Feuertod). Richtig stellt F. die Einzigartigkeit dieser „Inversio“ der plautinischen *Aulularia* fest, die ja schon vor Burmeister eine Reihe von Bearbeitungen erfahren hatte (78ff.).

Was Prosodie und Metrik betrifft, überschätzt F. wohl seinen Autor (85). Dieser schmiedet zumeist ganz glatte Verse, wo er sich direkt an Plautus anschließt. Seine eigenen Schöpfungen (vor allem die Verse der Einschub-Szenen, aber auch die des unechten Schlussteiles) werden den Ansprüchen der plautinischen Metrik nur teilweise gerecht, auch wenn man von den Kenntnissen der Zeit ausgeht (Taubmanns Edition von 1612 wäre hier der Maßstab; sie ist aber nach F. nicht der direkte Bezugstext). Keinesfalls kann Burmeister die Jambenkürzung kennen, die ja erst im 19. Jh. definitiv formuliert wurde (s. M. Bettini, *La correptio iambica*, in: *Metrica classica e Linguistica*, Urbino 1990, 263ff.). In den Schaltszenen findet sich sogar eine Art von Hinkjamben (?). Immer wieder gibt es Verse mit geteilten Elementen (besonders auffällig etwa 101 *saep̄ pr̄op̄e sint*; ähnlich auch Vers 277 *praefic̄erēt herum*). Es gibt unvollständige Verse, die teilweise durch Irrtümer beim Druck verursacht sein könnten. Von den *Cantica* verstanden auch die Plautusherausgeber der Zeit nichts; Taubmann spricht hier von „*confusi numeri*“.

Zum Abschluss einige Anregungen zur Edition: Vers 107 könnte vielleicht *dixit* gemeint sein (so bei Plautus; *duxit* ist aber nicht unmöglich); 220 *poscis me* würde einen besseren Vers ergeben; 239 ist wohl mit Hiatus nach *me* zu lesen; 246 und 262 sind eigentlich kaum Verse, vielleicht zu emendieren; 270 ist *pr̄op̄(e) ādēst* zu lesen; 290 *duc̄ere in uxorem* ist metrisch und sprachlich schwer tragbar; 537 *oriunda* ist auffällig; 569 doch wohl *tu* statt *te* (wenn es sich nicht um eine Stilblüte handelt); 581 vielleicht *concredo* (doch vgl. Plautus); 660 *sacrilegus* wäre besser, der Vers ist jedenfalls unmetrisch; 708 Hiatus nach *duco*; 811 *Salmonem* (analog zu *Strobilum* bei Plautus) ist überzählig (der Fehler findet sich aber auch bei Taubmann).

Insgesamt handelt es sich bei Burmeisters Komödien jedenfalls um Lesedramen (vgl. z. B. die Anrede „*lectorī candido*“ in der Einleitung zu den Schaltszenen, 182), obwohl die nötigen Inszenierungsangaben in den Text integriert sind. Zumindest scheint F. keine Hinweise auf eine Aufführung auf der Bühne gefunden zu haben.

Ein abschließendes Urteil zu Burmeisters *Aulularia* steht dem Rez., der kein Fachmann für Neulatein ist, nicht zu. Doch darf er F. höchstes Lob für sein ungewöhnlich großes Engagement aussprechen, mit dem er einen ‚verlorenen‘ Dichter wieder allgemein zugänglich gemacht hat.

Walter Stockert

Discourses of Power. Ideology and Politics in Neo-Latin Literature. Edited by Karl Emenkel, Marc Laureys and Christoph Pieper. Hildesheim-Zürich-New York: Georg Olms Verlag 2012. XXXV, 338 S. Ill. (Noctes Neolatinae. Neo-Latin Texts and Studies. 17.) ISSN 1617-478X ISBN 978-3-487-14838-0

Der Tagungsband in der etablierten, von den Bonner Neolatinisten Marc Laureys und Karl August Neuhäuser herausgegebenen Reihe *Noctes Neolatinae* vereint 13 Beiträge (acht englisch- und fünf deutschsprachige), die als Referate bei der internationalen Konferenz „Ideological Discourses in Neo-Latin Literature“ an der Universität Leiden (26.–28. November 2009) gehalten wurden, eine umfangreiche programmatische Einleitung (von Karl Enenkel), eine umfassende Auswahlbibliographie (von Marc Laureys) und einen ausführlichen Index nominum (von Floris Verhaart). Die inhaltliche Vielfalt zeigt die gesellschaftliche und politische Relevanz des (Neu)lateinischen vom 15. bis zum 17. Jh. in Europa und in zahlreichen Genres. Jedem Beitrag ist ein ausführliches Literaturverzeichnis angeschlossen, das an noch stärkerer Vertiefung Interessierten wertvolle Hinweise liefert und weitgehend den Forschungsstand bis zum Jahr 2012 spiegelt. Aufgrund der schnell anwachsenden Zahl an Publikationen zur neulateinischen Literatur wäre es zum Zeitpunkt des Erscheinens dieser Rezension bereits um einige Titel zu erweitern – z. B. im Bereich der Tacitusforschung (vgl. Franz Römers Beitrag „Sprache und Stil des ‚Schweigsamen Historikers‘ als Anreiz für Neulateinische Deutungen“ in den eben erschienenen *Acta Conventus Neolatini Monasteriensis*, Leiden: Brill 2015) oder bei den Opitz-Ausgaben (Bd. 2 der Lateinischen Werke ist 2011, Bd. 3 2015 bei De Gruyter in Berlin erschienen).

Anita Träninger widmet sich in „Arenas of anger. The uses of declamation in early modern political discourse“ der Macht der Rhetorik im Genre der Türkenreden, wobei sie unter beständigem Vergleich mit Enea Silvio Piccolomini und Lorenzo Valla einen Schwerpunkt auf Ulrich von Huttens radikalen Zugang legt. (Die Titel im „*Conspectus rerum*“ weichen aus Gründen der Prägnanz oft nicht unerheblich von den elaborierteren Beitragstiteln im Buchinneren ab.) – Christoph Pieper beleuchtet „Die vielen Facetten des Sigismondo Malatesta in der ideologischen Poesie des Hofes in Rimini“ und zeigt das Potential, das in der offenen Identifikation Sigismondos mit Aeneas, Scipio oder Caesar, aber auch in der stärker verborgenen mit Augustus liegt: Machtanspruch wird mithilfe eines (antiken) Zeichensystems untermauert, eines Codes, den die (idealen) Rezipienten mühelos dechiffrieren konnten. – Karl Enenkel analysiert in „The politics of antiquarianism. Neo-Latin treatises on cultural history as ideology and propaganda“ die weitreichenden Implikationen, die die Vermehrung des Wissens um die Altertümer hatte. Neben der Begründung der Klassischen Studien und der Wissenschaftsgeschichte ist für E. die Leserlenkung in den Paratexten von besonderem Interesse. In Flavio Biondos *Roma triumphans* (und *Roma instaurata*) wird Roms Ruhm zum propagandistischen *exemplum*: Nur wer die antike *virtus* hochhält und die *pietas* der Vorväter lebt, verdient Anerkennung und Respekt; Onofrio Panvinio in der Widmung der *Reipublicae Romanae commentarii* an Kaiser Ferdinand I. und Justus Lipsius in den Albrecht von Österreich zugeeigneten *Admiranda sive de magnitudine Romana* bedienen sich vergleichbarer Technik – ein sichtbarer Beweis für ein Erfolgsmodell und ein deutlicher Fingerzeig, dass auch Textsorten, die nicht *prima vista* mit Ideologie assoziiert werden, erstaunliche politische Valenz haben können. Als instruktive Appendices sind die Zueignungen der *Roma triumphans*, der *Commentarii* und der *Admiranda* abgedruckt. – Han Lamers stellt in „The imperial diadem of Greece. Giovanni Gemisto’s strategical representation of ‚Graecia‘ (1516)“ Gemistos Dichtung in den ursprünglichen geschichtlichen und diskursiven Kontext, um die eigentliche Werkintention von der nationalistischen Interpretation durch Manoussos Manoussakas anlässlich seiner Rede zur 142. Wiederkehr des Griechischen Unabhängigkeitstages (1963) abzuheben: Griechenland suchte bereits im 16. Jh. seinen Platz in Europa; reiner Patriotismus wäre entschieden zu kurz gegriffen. – Thomas Haye sieht in „Der Türken-

diskurs im anonymen *Dialogus de capta Rhodo* (1523)“ die „Türkengefahr“ als beherrschendes und medienübergreifendes Thema der zeitgenössischen Literatur. Der anonyme Text, den H. in gebotener Detailfreude vorstellt, ist dialogisch – und er ist lateinisch, weil das Thema international ist; der Hexameter verleiht ihm Tradition und Würde. Der Vergleich mit antiken Kriegen lässt die Hoffnung zu, dass auch diese Auseinandersetzung – als Analogieschluss – für Europa ausgehen wird. Der komplette Text, den H. als „Momentaufnahme“ in einem 200jährigen Diskurs bezeichnet, ist in voller Länge und kritisch ediert als Appendix zugänglich gemacht. – Roswitha S i m o n s setzt sich in „Umsturz, Irreligiosität, Kulturzerstörung. Diskursverschränkung in der Reformationspolemik des Johannes Atrocianus“ mit Polemiken gegen die Reformation in Basel auseinander. Bauernkrieg und Bildungsfeindlichkeit sind für Atrocianus untrennbar verbunden, eine Sorge, die er mit Eobanus Hessus teilt. Zudem befürchtet er einen Rückfall in die Scholastik, wenn nicht mehr die Humanisten, sondern die Anhänger der Reformation die Bildungselite bilden. – Marc L a u r e y s konzentriert sich in „Van Rossum *ante portas*. Girolamo Faletti’s evocation of the Guelders Wars in his *De bello Sicambrico*“ auf die Verherrlichung der Taten Karls V. Er spricht von einer regelrechten Propagandamaschine(rie), wobei er auf die Fülle der im Zug der Wiener Projektserie zur Habsburgpanegyrik aufgearbeiteten Texte verweist. (Schon in der Einleitung hat Karl E n - e n k e l die „bahnbrechende Leistung der Wiener Gruppe“ hervorgehoben, die dauerhaft eine neutral-positive Bewertung der vormals als adulatorisch abgewerteten Panegyrik bewirkte.) Detailliert (und anhand von dankenswert viel Text) zeigt L., welches Geflecht an Allusionen und Zitaten Faletti seinem Epos unterlegt, wie er zeitgenössische historische Quellen vernachlässigt und stattdessen Vergil und Lukan nebeneinander politisch und ideologisch fruchtbar macht. – Ronald W. T r u m a n widmet sich profund „Ideological discourses in sixteenth-century Spanish treatises on government“ und bezeichnet Spanien (v. a. Kastilien) als besonders ergiebige Terrain, nicht zuletzt wegen des starken Einflusses der Kirche. – Diana S t a n c i u behandelt in „Sovereignty and the censure of Aristotle in Jean Bodin’s *Methodus ad facilem historiarum cognitionem*“ Bodins Verständnis von Absolutismus und Autorität und seine Entwicklung von der *Methodus* (1566) zur *République* (1576), wobei sich sein Verständnis von Monarchie und die Art seiner Aristoteles-Rezeption massiv verändert haben.

Coen M a a s betont in „Was Janus Dousa a Tacitist? Rhetorical and conceptual approaches to the reception of classical historiography and its political significance“ Tacitus’ wichtige Rolle im Œuvre von Janus Dousa dem Älteren, sieht in ihm aber keinen (klassischen) Tacitisten, da er gleichberechtigt eine Fülle anderer Autoren verarbeitet, v. a. aber weil sich Toffanins berühmtes Konzept nicht auf ihn anwenden lässt. Dousas politisches Verständnis schuldet dem 16. Jh. mehr als der Antike; seine Rezeptionshaltung ist nicht neutral und zudem eklektizistisch. Das für seine Zeit charakteristische Leseverhalten und Exzerpieren schlägt sich in der Präsentation nieder. – Robert S e i d e l hat für „*Aliena sequens regna, deserui mea*. Antipfälzische Polemik im Medium lateinischer Centonendichtung“ die ergiebige Quellenlage gesichtet und befunden, dass die lateinischen Texte die deutschen an Häufigkeit bei weitem unterschreiten. Im Zentrum steht Centonendichtung aus dem Jahr 1621. Am Vergleich von Prätexten (Ovids Tristien, Senecas Tragödien und Lucans Pharsalia, wobei der Verf. den Titel als Plural auffasst) und deren Bearbeitung kann S. Umwertungen festmachen – und drei Diskurse, die unterschiedliche (und passgenaue) Facetten des Winterkönigs zeigen. – Beate H i n t z e n gibt in „Der Fürst im Nachruf. Zu Aktualisierung und Instrumentalisierung antiker und zeitgenössischer ideologischer Muster in den Nekrologen des Martin Opitz“ Einblick in dessen dichterische Arbeit und Entwicklung, weist seine Vor-

bilder nach und kann überzeugend darlegen, wie es dem Dichter gelingt, sich selbst mindestens so viel *posteritas* zu sichern wie dem jeweils Gehuldigten; der ausufernde Gebrauch von Terminologie fordert jedoch zuweilen höchste Konzentration bei der Lektüre, etwa wenn H. „cum granu [*sic*] salis (275) die deutsche säkulare Parentation in der Tradition der antiken Rede mit entsprechender Demonstration von Gelehrsamkeit“ erläutert. – Abschließend analysiert Robert von Friedeburg in „Wars with books. From which point onward should we employ the term ‚ideology‘ with respect to our sources?“ die begriffsgeschichtliche Entwicklung von ‚Ideologie‘; das Ergebnis ist ein anspruchsvoller *tour d'horizon* durch die europäische Geistesgeschichte.

Wenn von Friedeburg in seinem letzten Satz, zugleich dem abschließenden des Bandes, meint, das vorliegende Buch biete die Möglichkeit, verschiedene Zugänge zur Ideologie in der (literarischen) Praxis zu finden und gleichzeitig Antworten auf die Frage, was Ideologie denn (gewesen) sei, ist dem wenig hinzuzufügen – vielleicht nur das Eine: „Discourses of Power“ bietet für jede/n an Mechanismen von Politik und Literatur Interessierte/n etwas – im Kern hat sich wenig geändert, nur aus *quomodo* und *quare* ist längst *how* und *why* geworden. Möglicherweise war Helmut Schmidt der Letzte, der das oft und gern von ihm zitierte ciceronische *salus publica suprema lex* auf allen Ebenen (Grammatik, Lexik und Subtext) verstanden hat.

Sonja M. Schreiner

* * *

Felix Heinzer - Hans-Peter Schmit (Hgg.), *Codex und Geltung*. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2015. 211 S. (Wolfenbütteler Mittelalter-Studien. 30.) ISBN 978-3-447-10390-9 ISSN 0937-5724

Der vorliegende Band enthält die Beiträge einer Tagung, die am 4. und 5. November 2010 in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel vom Mediävistischen Arbeitskreis der HAB veranstaltet wurde und den Abschluss einer dreiteiligen Konferenzfolge zum übergeordneten Thema „Geschichte und Theorie des Codex“ bildete. Nach den Bereichen „Codex und Raum“ und „Codex im Diskurs“, die in den Arbeitsgesprächen der Jahre 2006 bzw. 2008 im Mittelpunkt gestanden waren, ging es 2010 um die Rolle des mittelalterlichen bzw. frühneuzeitlichen Codex als Instanz für die Autorisierung von Texten.

Die in dem von Felix Heinzer und Hans-Peter Schmit herausgegebenen Tagungsband publizierten Beiträge spiegeln die Interdisziplinarität der zugrundeliegenden Konferenz wider. So wird die Bedeutung des Codex in seiner Rolle als einerseits materielle und andererseits bisweilen virtuell-imaginierte Instanz für die Autorisierung von Texten aus dem Blickwinkel unterschiedlichster Fächer wie beispielsweise der Musikwissenschaft, der Germanistik oder der Liturgiewissenschaft beleuchtet. Der zeitliche Rahmen spannt sich dabei vom Mittelalter bis in die Frühe Neuzeit. Räumlich bildet zwar das lateinische Abendland den Schwerpunkt, doch einer der sieben Beiträge erlaubt dem Leser auch einen Blick auf die Verhältnisse in Byzanz.

Die Fokussierung auf das Überlieferungsmedium selbst führt dazu, dass vor allem formale Aspekte von Materialität und Medialität in den Mittelpunkt der Betrachtung rücken, ohne dass dadurch jedoch inhaltliche Aspekte zu kurz kommen würden. Neben den Unterschieden in der Herangehensweise der einzelnen Autor/innen, die aus deren fachlicher Zugehörigkeit resultieren, ergeben sich außerdem sehr unterschiedliche Zugänge je nach den verschiedenen

Textsorten, die in den behandelten Codices vertreten sind. Als sehr positiv bewerte ich den Umstand, dass nicht nur prunkvoll ausgestattete Prachthandschriften Beachtung finden, sondern dass auch Gebrauchshandschriften den ihnen gebührenden Platz als Träger mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Textkultur einnehmen.

Zwei gegenläufige Phänomene sind es, die im Hinblick auf den Codex als Geltungsträger zu konstatieren sind:

Einerseits ist die vormoderne Buchhandschrift zweifellos die Instanz für das Festschreiben und somit das Autorisieren von Texten. Mithilfe welcher Strategien und Techniken ein Codex in seinem Prestige und seiner Geltungskraft gestärkt wurde, ist dabei eine ganz zentrale Frage, zumal manchen Codices (insbesondere solchen aus dem sakralen Bereich) durchaus auratische Qualitäten zugeschrieben wurden. Andererseits begegnet uns auch das gegenteilige Phänomen, nämlich dass Handschriften aus unterschiedlichsten Gründen ihre Geltung verloren und in der Folge fragmentiert oder gar völlig zerstört wurden. Doch gerade die Fragmentierung bot die Chance, dass einzelne Fragmente durch eine gezielte Verwendung in einem neuen Kontext wiederum aufgewertet und mit neuer Geltung versehen werden konnten.

Nun zu den Beiträgen im Einzelnen: Den Anfang macht Klaus Graf mit seinem Aufsatz über „Codexmythen und Codexphantasien“, in dem er zunächst auf die wichtige Rolle hinweist, die Bücher bei magischen Praktiken spielen konnten, wie man es beispielsweise als Motiv aus Volkserzählungen kennt. Danach widmet er sich dem Thema der hochmittelalterlichen Quellenfiktionen, denen in einer weitgehend mündlich geprägten Gesellschaft besondere Bedeutung zukam. Als Beispiel für eine besonders stark rezipierte Quellenfiktion nennt er die Auffindung der angeblichen Tagebücher des Kreters Diktys über den trojanischen Krieg, die in lateinischer Sprache verbreitet bekanntlich großen Einfluss auf die europäische Trojaliteratur des Mittelalters und der Neuzeit haben sollten. Als Funktionen von Quellenfiktionen sieht Graf die Absicherung von Erfundenem, das Füllen von Überlieferungslücken (vor allem im Bereich der genealogischen Fälschungen) und eine Antwort auf die Erfahrung des Überlieferungsverlustes. Völlig zu Recht stellt er fest, dass die Grenzen zwischen historiographischen Texten mit striktem Wahrheitsanspruch und rein fiktionaler Literatur fließend sind. Ähnlich verhält es sich auch mit Codexmythen, die vornehmlich fundierenden Charakter haben, und Codexphantasien, deren Charakteristikum darin besteht, dass intellektuelles Spiel und Vergnügen zum Legitimationsanspruch hinzutreten.

Der zweite Beitrag stammt von Andreas Haug und nähert sich dem Tagungsthema aus musikwissenschaftlicher und musikhistorischer Perspektive. Er zeigt, wie wichtig die ab dem 9. Jahrhundert einsetzende Neumennotation als Medium der Visualisierung der melodischen Parameter vokaler Performanz sakraler Texte innerhalb eines Codex war. Diese beginnende musikalische Schriftkultur führte längerfristig betrachtet zu einer allmählichen Marginalisierung schriftloser Musiktraditionen. Das Visualisieren, Fixieren, Textualisieren und Kodifizieren melodischer Parameter lässt Melodien des liturgischen Gesangs zu einer Art zweitem Text *sui generis* werden. Die Ambivalenz in der Haltung kirchlicher Autoritäten im Hinblick auf das ästhetische Potential von Vokalität in liturgischen Kontexten, die sich bis zu Augustinus zurückverfolgen lässt, war in der Karolingerzeit, mit der sich H.s Beitrag in erster Linie befasst, immer noch gegeben. Denn auch damals fürchtete man, dass die Schönheit des Gesangs dazu führen könnte, dass nicht die gesungenen Worte im Mittelpunkt stehen, sondern deren musikalische Darbietung. Als typisch für die Karolingerzeit arbeitet H. heraus, dass die Sorge um den rechten Text Hand in Hand ging mit der Sorge um den rechten Ton. Ausgehend von der damals aufgekommenen Vorstellung, dass die tradierten Melodien auf Papst Gregor I.

zurückgehen, der sie seinerseits einer Eingebung des Heiligen Geistes verdankt haben soll, kommt den Melodien gewissermaßen eine Art von ‚Ko-Sakralität‘ zu, die sie zu etwas Eigenständigem und den Texten Gleichrangigem werden ließ. Man verglich in karolingischer Zeit Notation mit Schrift und Singen mit Lesen, ohne jedoch diese Vorgänge gleichzusetzen. H. resümiert, dass durch das Niederschreiben der melodischen Klanggestalt der Codex gleichsam die Vokalität absorbierte.

Im nächsten Aufsatz lenkt Christoph Mackert den Blick des Lesers vor allem auf Gebrauchshandschriften aus dem Handschriftenbestand der Universitätsbibliothek Leipzig, die aufgrund ihrer Geschichte besonders reich an solchen Codices ist. Anhand einiger sehr gut ausgewählter und repräsentativer Beispiele zeigt er auf, wie sich Wertschätzung und Geltung eines solchen ‚unspektakulären‘ Codex manifestieren können. Zu Recht weist er schon in seinem Eingangsstatement darauf hin, dass bereits die Anfertigung einer Handschrift ein Akt ist, der darauf abzielt, Geltung zu verleihen. Denn allein schon der große materielle und zeitliche Aufwand, der für die Herstellung eines solchen Buchs notwendig war, macht deutlich, dass man den Inhalt für bewahrenswert hielt.

M. geht von der Grundannahme aus, dass die Erscheinungsform eines Codex und die ihm entgegengebrachte Wertschätzung in der Regel miteinander korrelieren und somit das Ausstattungsniveau den Verwendungszweck widerspiegelt. Gegen eine zu einfache Reduktion auf das Gegensatzpaar Gebrauchshandschrift versus Repräsentationsobjekt spricht er sich jedoch zu Recht aus. Besonders wichtig erscheint mir M.s Feststellung, dass man den sammlungsspezifischen Kontext einer Handschrift kennen muss, um die Art der Ausstattung richtig einordnen zu können. Denn nur vor diesem Hintergrund seien die Geltungszeichen eines Codex adäquat zu deuten. Eine Ausnahme stellen allerdings zum Beispiel solche Bücher dar, die – unabhängig von ihrem Inhalt und ihrer Bedeutung – prunkvoll gestaltete Einbände erhielten, nur um rein äußerlich in eine Bibliothek zu passen.

Sehr eindrucksvoll unter den von M. angeführten Beispielen für die erneute Aufwertung von fragmentierten Handschriften durch ihre Weiterverwendung in anderen Kontexten erscheint mir der Fall eines großformatigen liturgischen Codex, der ursprünglich aus dem Kloster St. Jakob in Pegau (Sachsen) stammte und auf die Mitte des 13. Jahrhunderts zu datieren ist. Als er makuliert wurde und einzelne Fragmente daraus in Codices des 15. bzw. frühen 16. Jahrhunderts gelangten sowie ein Fragment als Einband für eine Inkunabel Verwendung fand, wurden offenbar gezielt solche Seiten ‚recycelt‘, die einen konkreten Bezug zum Kloster Pegau hatten, da man sich des Werts dieser für das Kloster identitätsstiftenden Teile bewusst war und sie daher – wenn auch in einem neuen Kontext – erhalten wollte. Ein Codex konnte also auf zwei Wegen zu Geltung gelangen, nämlich einerseits bereits im Prozess seiner Produktion und andererseits im Wege seiner Rezeption. Doch während die bei der Herstellung angelegte und intendierte Geltung sich in äußerlichen Merkmalen manifestiert, kann die aus der Rezeption erwachsene unter Umständen nur schwer oder gar nicht erkannt und interpretiert werden.

Im vierten Beitrag des Tagungsbandes zeigt Patrizia Carraffi am konkreten Beispiel einer liturgischen Handschrift aus dem Halberstädter Domschatz den engen Zusammenhang zwischen der optischen Hervorhebung bzw. kostbaren materiellen Ausgestaltung eines Codex mit dessen Inhalt und ritueller Funktion. Die Gründe, warum ein solches Buch besondere Wertschätzung erfuhr, sind vielfältig: Denn nicht nur der bildliche und textliche Inhalt konnten dafür verantwortlich sein, sondern auch andere Faktoren wie zum Beispiel der Autor (oder angenommene Autor) des Texts, der Schreiber (oder angenommene Schreiber), der Stifter des

Buchs, der ursprüngliche Besitzer oder derjenige, durch den es jeweils in die Bibliothek gekommen war. Handelte es sich bei diesen Personen um solche, die beispielsweise für ein Kloster von großer Bedeutung waren, so konnte der Codex dadurch zum sakralen Objekt werden und sogar Reliquienstatus erhalten. Die Erhöhung der Wahrnehmbarkeit und des Werts einer Handschrift wurde dabei im Inneren durch reiche bildliche Ausgestaltung und prunkvolle Illuminationen erreicht, äußerlich durch prunkvolle Einbände aus edelsten, seltenen und teuren Materialien wie zum Beispiel Gold oder Elfenbein.

Mit liturgischen Handschriften befasst sich auch der Beitrag von Monika E. Müller. Sie bezieht sich sowohl auf Handschriften, die Bischof Bernward von Hildesheim (993–1022) dem dortigen Michaeliskloster schenkte, als auch auf solche, die im Zusammenhang mit seiner Heiligsprechung Ende des 12. Jahrhunderts stehen. Das Anliegen Bernwards als Stifters der Codices war einerseits die Sicherung seiner Memoria und andererseits die Sicherung seines Seelenheils – ein Wunsch, der sich in dieser Kombination in vielen gestifteten Prunkhandschriften bis weit hinauf ins 15. Jahrhundert widerspiegelt.

Für die Herstellung der erwähnten Hildesheimer Handschriften fanden hochkarätige gattungsspezifische Codices aus karolingischem oder zeitgenössisch kaiserlich geprägtem Kontext als Vorbilder Verwendung. Man ließ sich dafür eigens Vorlagen aus verschiedensten Orten wie zum Beispiel Regensburg, Fulda, Corvey oder Tours bringen, und sogar Künstler aus manchen dieser Orte arbeiteten an den Hildesheimer Handschriften mit. Dennoch sind auch eigenständige Anteile der Hildesheimer Buchmalerei erkennbar. Müller weist überzeugend nach, dass bei diesem enormen Ausstattungsprojekt nicht bloßer Eklektizismus am Werk war, sondern dass eine bewusste und sehr selektive Übernahme von Motiven und ikonographischen Schemata erfolgte. Es ist davon auszugehen, dass die verwendeten Vorbilder damals innerhalb des hohen Klerus einen großen Bekanntheitsgrad besaßen und daher die zitathaft eingesetzten Versatzstücke von diesem Rezipientenkreis auch als solche verstanden wurden. Es verwundert nicht, dass die von Bernward in Auftrag gegebenen Handschriften bald ihrerseits zu Vorbildern wurden. So wirkte die unter ihm einsetzende Kunstproduktion identitätsstiftend und der spätere Bernward-Kult stilbildend.

Die Phänomene kodikaler Geltungsansprüche und -verluste in Byzanz stehen im Mittelpunkt des Beitrags von Martin Borchert. Er arbeitet heraus, wie stark die byzantinische Tradition geprägt war von einer grundlegenden Debatte über den Wert und die Geltung von Schriftlichkeit. Bereits das frühe Byzanz hatte mit der Bibel und dem Codex Iustinianus zwei historisch bedeutende und identitätsstiftende Kodifikationsleistungen erbracht. Antike Bildung bestimmte in Byzanz ganz maßgeblich die Karrierechancen, und Bücher wurden von Intellektuellen als äußerst wertvolles Kulturgut betrachtet, das bisweilen auch als Mittel zur Selbstinszenierung erhalten musste. Doch während in diesen Kreisen ein großes Bewusstsein für die Bedeutung der Überlieferung antiker Texte und somit die Kontinuität der griechischen Kultur herrschte, wurden Bücher vom bildungsfeindlichen Mönchtum tendenziell eher geringgeschätzt.

Die beiden Schicksalsjahre 1204 und 1453 führten nicht nur zu einem großen Verlust an Kulturgütern und wertvollen Büchern, sondern auch dazu, dass die Bedeutung des Bücherschatzes noch stärker als etwas Identitätsstiftendes ins Zentrum des Bewusstseins rückte. Anhand der Vita und Werke des Staatsmannes und Gelehrten Theodoros Metochites (1270–1332) zeigt Borchert exemplarisch, wie sich der byzantinische Bücherdiskurs intensivierte. Metochites wollte sicherstellen, dass seine Werke über seinen Tod hinaus erhalten bleiben. Daher sorgte er dafür, dass diese in Prachtcodices niedergeschrieben wurden. Seine

Rechnung ging auf, doch wohl zu Recht merkt B. an, dass sich in diesem speziellen Fall der Verdacht aufdrängt, die prachtvolle äußere Gestaltung diene vor allem dazu, die mangelnde Bedeutung des Inhalts zu kompensieren. Doch während nach der Rückeroberung Konstantinopels im 13. Jahrhundert nochmals eine besonders stark ausgeprägte Bibliophilie aufblühen konnte und der soziale Rang mit der Bildung des Einzelnen und die soziale Geltung mit dessen Bücherbesitz korrelierten, blieb nach der Eroberung durch die Türken nur noch die Transferierung der Codices nach Westen, um das literarische Erbe zu retten, obgleich man seitens der byzantinischen Gelehrten die Befürchtung hegte, dass die Handschriften in den Händen ihrer westlichen Kollegen einen völligen Bedeutungsverlust erleiden würden, weil sie meinten, diese seien für deren Inhalt unempfänglich – eine Annahme, die sich, wie wir heute wissen, nicht bewahrheiten sollte.

Der letzte Beitrag des Bandes stammt von Sabine G r i e s e und befasst sich mit der Zeit des medialen Umbruchs im 15. Jahrhundert, als durch die Erfindung des Buchdrucks neue Publikationsmöglichkeiten zu den bis dahin existenten hinzukamen. Diese zeichnen sich im Unterschied zum handgeschriebenen Buch durch hohe Auflagen und die Möglichkeit mehrfacher Auflagen aus. Hinzu kamen Einblattdrucke, die die traditionelle Form des gebundenen Buchs ergänzten. Auf diese Weise kam es zu einer neuen Form von Exklusivität von Texten, da diese zu besonderer Geltung gelangen konnten, indem sie in hoher Auflage bzw. mit besonderen Illustrationen versehen gedruckt wurden. Sie lösten sich also aus dem Verband des Sammelcodex und wurden als etwas Eigenständiges sichtbar.

Einen Sonderfall stellen Einblattdrucke dar: Als tendenziell ephemere Medien blieben sie nur dann erhalten, wenn sie eigens gesammelt und bewahrt wurden. Oft wurden sie von Gelehrten und Bibliophilen des 15. und 16. Jahrhunderts wiederum in den traditionellen Kontext des Codex eingefügt – sei es auf den Innenseiten der Einbanddeckel von Büchern oder durch das Einbinden in eine Handschrift. So erfuhr die zeitlich begrenzte Exklusivpublikation des neuen Mediums Einblattdruck eine neuerliche Inklusion in einen konventionellen Zusammenhang. G r i e s e demonstriert anhand von Kleintexten wie zum Beispiel Gebeten, wie diese zunächst im Kontext eines Codex niedergeschrieben, narrativ gerahmt und verortet, dann im späteren 15. Jahrhundert als Einzelpublikation im Druck publiziert wurden (wobei die Rahmentexte in Bildform übertragen wurden, um sie für ein größeres Publikum zugänglich zu machen), bevor sie schließlich wieder durch die oben beschriebene Rücküberführung in einen Codex für die Nachwelt gesichert werden konnten.

Zusammenfassend ist zu sagen, dass sich der vorliegende Tagungsband aufgrund seiner Interdisziplinarität vor allem durch eine große Vielfalt an Themen, Blickwinkeln und Ergebnissen auszeichnet. Alle Beiträge zeigen große methodische Sorgfalt und sind trotz zum Teil sehr fachspezifischer Fragestellungen auch für Leser aus anderen Disziplinen von Interesse. Daher ist dieses Buch nicht nur für Kodikologen und Historiker äußerst lesenswert, sondern ebenso für Vertreter unterschiedlicher philologischer Fächer wie der Germanistik oder der klassischen Philologie sowie für Kunsthistoriker und Forscher anderer geisteswissenschaftlicher Nachbarwissenschaften.

Sonja Reisner

György Karsai - Gábor Klaniczay - David Movrin - Elżbieta Olechowska (Hgg.), *Classics and Communism. Greek and Latin behind the Iron Curtain*. Ljubljana - Budapest - Warsaw: Ljubljana University Press, Faculty of Arts (Znanstvena založba Filozofske fakultete), Collegium

Budapest Institute for Advanced Study, Faculty of ‚Artes Liberales‘,
University of Warsaw 2013. 576 S. Ill. ISBN 978-961-237-601-7

Eine internationale Tagung über die Klassische Philologie in den kommunistisch regierten Ländern Europas stand am Beginn dieses umfassenden, in englischer Sprache verfassten Buches, das länderübergreifend das Schicksal sowohl ganzer Institute als auch einzelner Gelehrter der Klassischen Philologie während der repressiven Ära unter die Lupe nimmt. Entstanden ist ein treffendes Portrait der vielschichtigen Implikationen einer totalitären Bildungspolitik, die die Klassische Philologie zunächst abschaffte, später aber doch duldete. Dabei verfahren die einzelnen Länder ziemlich unterschiedlich, und so stehen in diesem Band Biographien von Unterdrückten und stillen Duldern unmittelbar neben denen (weniger) Begeisterter. Trotz des Hauptaugenmerks auf ihre Biographien kommt auch eine Behandlung der wissenschaftlichen Schwerpunktsetzung nicht zu kurz, auf die allerdings in dieser Rezension nur in wenigen Fällen näher eingegangen wird.

Das Buch teilt das Thema in die drei Abschnitte Sowjetunion, Mitteleuropa und Balkan. Die Lage in der Sowjetunion – dort beginnen die Umwälzungen ja bereits nach dem ersten Weltkrieg – wird in drei Beiträgen thematisiert. (1) Olga Budaragina zeichnet am Beispiel von Olga Freidenberg (Cousine des Dichters Boris Pasternak) und Aristid Dovatur die Situation im Leningrad der Zwischenkriegszeit nach. Die Russische Revolution stellte zunächst eine Befreiung für jüdische Studenten dar, die im Zarenreich nur beschränkten Zugang zur Universität hatten; als Anhängerin des Linguisten Nikolaj Marr wurde Freidenberg erste Vorsitzende des Klassik Instituts in Leningrad (1932), fiel aber nach dem Krieg in Ungnade, als Stalin den Marrismus verurteilte. Die Gelehrte zog sich ins Privatleben zurück. Sie hatte in den Dreißigerjahren den Kosmopoliten Aristid Dovatur an die Universität geholt, der nur wenige Jahre später festgenommen wurde und für zehn Jahre in ein Arbeitslager kam, wo er – nach der Schilderung Alexander Solschenizyns in ‚Archipel Gulag‘ und ‚Krebsstation‘ – heimlich Lateinunterricht gab. Nach dem Tod Stalins wurde er rehabilitiert. Seine Universitätsstelle hatte er dem lateinischen Dichter Jakov Borovskij zu verdanken, den Alexander Gavrilov in seinem Beitrag vorstellt (2). Aus einem aufgeklärt-jüdischen Elternhaus stammend, erachtete er humanistische Bildung, die er noch in einem Gymnasium der Zarenzeit erhielt, als Basis der europäischen kulturellen Identität. Sich nicht allzu sehr zu exponieren, sicherte ihm und manch anderem das Überleben, und Borovskij wurde in den Fünfzigerjahren Vorstand des Klassisch-Philologischen Instituts in Leningrad, dessen Bestehen er durch zahlreiche Briefe und Petitionen erhalten konnte. Als aktiver Sprecher des Lateinischen war er Gründungsmitglied der *Academia Latinitati fovendae*, seine lateinischen und griechischen Gedichte erschienen in seinen *Opera philologica*. (3) Der Artikel von Dmitri Panchenko über kulturellen Widerstand in der Spätzeit des Sowjetreichs rundet den ersten Teil des Buches ab.

Die mitteleuropäischen Länder werden in elf Beiträgen abgehandelt. (4) Cornelia Isler-Kerényi beleuchtet das Leben ihres Vaters, des Klassischen Philologen Károly Kerényi, der, bei Wilamowitz, Norden und Weinreich ausgebildet, vor dem Krieg in Budapest antike Religionsgeschichte unterrichtete. Die Opposition zum Horthy-Regime brachte ihm eine Versetzung ein, doch eine leichte politische Veränderung ermöglichte ihm einen Aufenthalt in der Schweiz, wo er bis 1947 blieb. Die Hoffnung auf eine Rückkehr nach Budapest zerschlug sich: Alföldi und Kerényi wurden von den Kommunisten als international zu gut vernetzt erkannt und daran gehindert, universitäre Posten zu erlangen. Die Bekanntschaft mit

dem Psychologen C.G. Jung sicherte Kerényis Familie das Überleben: In dem von Jung gegründeten Institut hielt er Vorlesungen zur griechischen Mythologie und blieb in der Schweiz. Den völlig konträren Fall eines kommunistischen klassischen Philologen, Imre Trencsényi-Waldapfel, zeichnet Péter Hajdu (5) nach. Sein Beispiel zeigt zum einen die Schwierigkeiten der Herausgabe einer wissenschaftlichen Zeitschrift in einem restriktiven System, zum anderen aber auch die Probleme, die sich aus ideologisch gefärbtem wissenschaftlichen Arbeiten ergeben: Seine literarische Interpretation von Hesiods Erga ist wissenschaftlich fragwürdig, die im selben Band erschienenen religionsgeschichtlich-mythologischen Betrachtungen zu diesem Werk hingegen halten wissenschaftlicher Prüfung stand. – Perfide geheimpolizeiliche Vorgehensweisen werden von György Karsai anhand von János Sarkady aufgezeigt (6). Sarkady, in geistiger Opposition zum Regime, wurde nach der Niederschlagung des Ungarnaufstands 1956 gezwungen, seine Kollegen zu bespitzeln. Seine Arbeit an der Universität verlor der Dreißigjährige. Seine Berufung an die ELTE Budapest viele Jahre später kann als Rehabilitierung gelten. Josef Mural (7) erzählt die Geschichte des tschechischen Philosophen Jan Patočka, der bei Heidegger studiert hatte und sich ganz der antiken Philosophie widmete. Ursprünglich „bystander“, also eine Person, die sich nicht in die aktuelle Politik einmischen wollte, wurde der äußerst belesene Gelehrte von Václav Havel zum Sprecher der Charta 77 auserkoren und bezahlte seinen politischen Einsatz mit dem Leben: Er verstarb nach einem intensiven Verhör. – Wie fatal schulpolitische Entscheidungen besonders für die Klassische Philologie sein können, zeigt L’udmila Buzásová anhand des Beispiels Slowakei (8). Ende der Sechzigerjahre wurde Latein zum Pflichtfach in den Höheren Schulen, die Zahl der Studenten stieg rasant. Nach neuerlicher Abschaffung des Faches hatte das Studium an der Universität keine Zuhörer mehr. So fehlt der Slowakei heute de facto eine ganze Generation klassischer Philologen. Welche wissenschaftlichen Leistungen das Institut trotzdem erbringen konnte, ist in dem Beitrag nachzulesen. – David Moviń schildert in seinem Beitrag über Slowenien (9) die bedrückenden Nachkriegsjahre unter Tito, in denen zehn Prozent der slowenischen Bevölkerung verschwand oder emigrierte. Trotz der Einschüchterungspolitik des Regimes gegenüber Intellektuellen konnte das Institut überleben, nicht zuletzt durch die Wendung 1949; siehe unten Beitrag (15). Mit Anton Sovre und Milan Grošelj war eine fachlich tadellose Wahl getroffen, allerdings blieben sie den Machthabern suspekt und standen unter ständiger Beobachtung. – Nijole Jučnėvičienė (10) zeigt in ihrem Beitrag auf, wie die Unterdrückung der klassischen Studien durch die sowjetische Bildungspolitik ganz bewusst auch das europäische kulturelle Selbstverständnis Litauens treffen sollte. Durch intensiven persönlichen Einsatz der Gelehrten konnte das Institut in Vilnius überleben, sogar der Lateinunterricht an den Gymnasien wurde bereits 1967 wieder eingeführt. – Jerzy Axer stellt das Wirken des polnischen Klassischen Philologen Kazimierz Kumaniecki (11) in den größeren Zusammenhang polnischen Unabhängigkeitsstrebens. Sein anti-deutsches und anti-sowjetisches Engagement während des Zweiten Weltkriegs machten ihn den neuen Machthabern suspekt, doch durch seine intensive Beschäftigung mit Ciceros Schriften über Freiheit und Republik und seine hohe fachliche Kompetenz konnte er die Jahre der Repression überstehen. Solange der Bolschewik Bronisław Biliński (siehe den Beitrag (12) von Elżbieta Olechowska) an seiner Position als Vorsitzender des Instituts für Klassische Studien an der Universität Warschau interessiert war, stand Kumaniecki jahrelang mit einem Fuß im Gefängnis. Biliński, der schließlich an die Außenstelle der Polnischen Akademie der Wissenschaften nach Rom entsandt wurde, stand für eine marxistische Interpretation antiker Schriften. – Witold Wołodkiewicz beleuchtet in seinem Beitrag die

Tätigkeit von Rafał Taubenschlag (13), der die Erforschung Antiken Rechts aus ideologischen und persönlichen Gründen über die Bedeutung des Römischen Rechts stellte, eine Ansicht, die nicht unwidersprochen blieb. Und schließlich befasst sich Isolde Stark mit Johannes Irmshers Aktivitäten für die Staatssicherheit in der DDR (14), die betreffenden Akten sind (in englischer Übersetzung) abgeschlossen.

Der letzte Teil betrifft die Balkanstaaten. David Movrin liefert mit einem Beitrag über die Bildungspläne des jungen kommunistischen Jugoslawiens (15) seinen zweiten Artikel für dieses Buch und schildert den neuen Bildungsplan von 1949, in dem der Lateinunterricht verankert sein sollte, als Nebenschauplatz des Bruchs zwischen Tito und Stalin. M. hat dafür die Sitzungsprotokolle des Parteikongresses aufgearbeitet, auf dem in fast surrealer Weise die ursprünglichen ablehnenden Ansichten der Partei zum Lateinischen in ihr glattes Gegenteil verkehrt wurden. Einige Jahre später waren die klassischen Gymnasien trotzdem Geschichte. Das tragische Schicksal des hoch angesehenen serbischen klassischen Philologen Veselin Čajkanović schildert Milena Jovanović (16). Der langjährige Dekan der philosophischen Fakultät wurde von den Kommunisten von einem Tag auf den anderen ohne Pensionsanspruch entlassen. Gebrochen erkrankte er umgehend und konnte sich nicht mehr erholen. – Über die klassischen Studien in Bulgarien berichtet Nikolai Gochev anhand der Biographie von Vasilka Tapkova (17), doch ist dieser Artikel genauso wie Alexandru Barnes Beitrag über den Rumänen Dionisie Pippidi (18) angesichts der anderen Beiträge dieses Buches etwas enttäuschend. André Hurst's Beitrag über die Kooperation der Schweizer Fondation Hardt, gegründet zur geistigen Stärkung der gemeinsamen europäischen Wurzeln, mit Wissenschaftlern aus dem Ostblock, schließt den Länderreigen ab (19). Zu den Beratungen vor deren Entstehen war unter anderem auch Albin Lesky aus Wien konsultiert worden.

150 Seiten Bilddokumente mit Fotos und Archivmaterial ergänzen das Buch und machen es zu einem spannenden Werk, das ein bedeutendes Kapitel der Zeitgeschichte unserer Wissenschaft aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet. Es ist zur Gänze elektronisch abrufbar.

Annamaria Lesigang-Bruckmüller

Die Wiener Studien im Internet

Online-Version

Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Online-Publikationen

<http://epub.oeaw.ac/8004-3>

<http://verlag.oeaw.ac.at>